

Zeitschrift für die Fächer Latein und
Griechisch an Schulen und Universitäten

FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

2/2000

	In eigener Sache	50
Friedrich Maier	Dank für Marburg	51
H. Müller-Kinet	Grußwort im Namen des Hessischen Ministerpräsidenten	51
Alfred Selmaier	Die schöpferischen Kräfte der Antike	
	Bericht über den DAV-Kongress 2000 in Marburg	54
Friedrich Maier	Prometheisches Feuer – epimetheische Hoffnung?	68
Richard Schröder	Laudatio für Roman Herzog	75
Thomas Brückner /	Zur Lage des altsprachlichen Unterrichts	81
Gunther Scheda		
Ulrich Greiner	Die Begründungsfalle. Zur Legitimierung altsprachlicher Bildung	84
Joachim Klowski	Die europäische Kultur am Scheideweg	94
Matthias Ludolph	Jagdszenen in Vindolanda – Latein an englischen Grundschulen	97
	Personalia	100
	Zeitschriftenschau	101
	Leserforum	105
	Besprechungen	107
	Verschiedenes	126

Deutscher Altphilologenverband

In eigener Sache

Der diesjährige Kongress des Deutschen Altphilologenverbandes hat erfreulich viele Kolleginnen und Kollegen nach Marburg gelockt und ohne Zweifel eine Fülle von Anregungen geboten. Wir danken Herrn Kollegen Alfred Selmaier, der auch diesmal wieder einen gut lesbaren zusammenfassenden Kongressbericht bietet. Der Bundesvorsitzende des DAV, Professor Dr. Friedrich Maier, spricht zu Beginn des Heftes allen Beteiligten seinen Dank aus. Freilich gilt vor allem ihm selbst der herzlichste Dank aller Mitwirkenden und Teilnehmer, da er die Tagung durch seinen eigenen unermüdlichen und selbstlosen Einsatz zu einem für alle Beteiligten spürbaren Erfolg gemacht hat. Unser besonderer Dank gilt dem verehrten Altbundespräsidenten Roman Herzog, der am 1. Mai 2000 den Humanismuspreis des

DAV entgegennahm und damit dem Kongress einen auch von den Medien stark beachteten Höhepunkt verlieh. Die treffliche Laudatio von Professor Dr. Richard Schröder und der lateinische Wortlaut der Urkunde für Roman Herzog sind in diesem Heft abgedruckt. Mit tiefer Erschütterung mussten wir sieben Wochen später die Nachricht vom Tod seiner Frau Christiane Herzog zur Kenntnis nehmen, dem ein langes Krebsleiden vorausgegangen war. Um so mehr sind wir dem Altbundespräsidenten zu Dank verpflichtet, dass er sich zur Feier in Marburg einfand und sich mit einer frei und sehr persönlich gehaltenen, von Geist und Humor sprühenden Rede für den Humanismuspreis des Deutschen Altphilologenverbandes bedankte.

ANDREAS FRITSCH

Impressum

ISSN 1432-7511

43. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. - Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im **FORUM CLASSICUM** veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.forum-classicum.de>

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes
Univ.-Prof. Dr. Friedrich *Maier*, Humboldt-Universität zu Berlin,
Institut für Klassische Philologie, Unter den Linden 6, 10117 Berlin.

Schriftleitung: Univ.-Prof. Andreas *Fritsch*, Freie Universität Berlin,
Didaktik der Alten Sprachen, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin; E-Mail: classics@zedat.fu-berlin.de

Die Redaktion gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:
StR Michael *Hotz* (Anschrift s. u.)
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:
StD Dr. Hansjörg *Wölke*, Görresstraße 26, 12161 Berlin;
Wiss. Ass. Dr. Stefan *Kipf*, Berlepschstraße 48a, 14165 Berlin.
4. Zeitschriftenschau:
Univ.-Prof. Dr. Eckart *Mensching*, Technische Universität Berlin,
Klassische Philologie, Ernst-Reuter-Platz 7, 10587 Berlin;
StD Dr. Josef *Rabl*, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin.

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. - Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt.

Bezugsgebühr: Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist. Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement DM 25,-; Einzelhefte werden zum Preis von DM 7,50 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchners Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StR Rüdiger *Hobohm*, Luitpoldstr. 40, 85072 Eichstätt, Tel./Fax: (0 84 21) 90 27 60.

Anzeigenverwaltung: StR Michael *Hotz*, Riederinger Str. 36, 85614 Kirchseeon, Tel. (0 80 91) 29 18.

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Hauptstraße 47, 84172 Buch a. Erlbach.

Dank für Marburg

Der Kongress in Marburg ist vorüber, nach meinem Eindruck mit Erfolg. Doch darüber müssen andere urteilen. Mir ist es ein Anliegen, allen zu danken, die zum Gelingen dieser Veranstaltung beigetragen haben, zu allererst natürlich den vielen Teilnehmern, die trotz des ungünstigen Termins die viertägigen Anstrengungen auf sich genommen haben. Sehr zu danken habe ich meinem Stellvertreter Dr. Meißner und seiner Frau, die vor allem die technische Organisation in ihre bewährten Hände nahmen, auch dem Landesverband Hessen unter dem Vorsitz von StR Thomas Kaiser und dem Ortskomitee unter der Leitung von StD Kramer, Marburg, ebenso den hilfreichen Schülern aus städtischen Gymnasien, den Vertretern der Philipps-Universität Marburg, den Kollegen Prof. Arbogast Schmidt und Prof. Jürgen Leonhardt. Ihr starkes Engagement verdient hohe Anerkennung und ist Zeugnis für die hervorragende Zusammenarbeit zwischen Universität und Schule. Gedankt sei auch für die vielen musikalischen Darbietungen und die Horazrezitation durch Studenten des Seminars für Klassische Philologie. Dem Präsidium der Universität ist es zu verdanken, dass wir das Hauptgebäude der Neuen Universität und auch die Aula der Alten Universität nahezu kostenlos benutzen konnten. Großen Dank schulden wir

den Referenten und Arbeitskreisleitern, denen es gelungen ist, das Kongress-Motto in interessante Themen bzw. in anregende methodische Unterrichtskonzepte umzusetzen, auch den vielen Verlagen, die durch ihr Buchangebot neue Anreize für den Schulalltag gaben. Dass die Foyers der Universität sich in eine Ausstellungshalle kreativer Schülerleistungen aus fast allen Bundesländern verwandelten, ist eine Leistung aller Kolleginnen und Kollegen, die diese Objekte mit nach Marburg brachten; die Krone war hier wohl das Legionärsbrot, das aus einer Antike-Bäckerei von Bad Sachsa vor dem Eingang zur Universität angeboten wurde. Dafür sei allen großer Dank ausgesprochen. Der Frankfurter Künstlerin Helga Rupert-Tribian gilt unser Dank für die schönen Catull-Collagen zum Lesbia-Zyklus, die sie extra für den Kongress hergestellt und an der Stirnseite der Aula dem Publikum präsentiert hat. Am Ende sei die wirklich großzügige Gastfreundschaft der Landesregierung von Hessen dankbar erwähnt, die nicht nur einen großen finanziellen Beitrag gestiftet, sondern auch den Begrüßungsabend mit einem so reichhaltigen Bankett abgeschlossen hat, dass alle schon deswegen Marburg sicherlich in bester Erinnerung behalten.

FRIEDRICH MAIER

Grußwort von Staatssekretär Dr. Hartmut Müller-Kinet

Herr Vorsitzender, Herr Oberbürgermeister, Herr Vizepräsident der Philipps-Universität, hochgeschätzte Ehrengäste, meine sehr geehrten Damen und Herren,

im Namen des Schirmherrn dieses Kongresses, des Hessischen Ministerpräsidenten Roland Koch, begrüße ich Sie heute sehr herzlich auf hessischem Boden. Dieser Kongress schafft öffentliche Aufmerksamkeit für die Alten Sprachen, und das haben wir hier in Hessen dringend nötig.

In einer Zeit, in der die Alten Sprachen in den Schulen eher auf dem Rückzug zu sein scheinen, möchte ich Ihnen versichern, dass sich die hessische Landesregierung, um es mit dem Titel dieses Kongresses auszudrücken, der „Schöpferischen Kräfte der Antike“ sehr wohl bewusst ist und dass in der Bildungspolitik dieser Landesregierung die Alten Sprachen und das humanistische Gymnasium feste Orientierungspunkte darstellen. Das war nicht immer so, aber wir bekennen uns gerne zu diesem Auftrag.

Nach Jahren der finanziellen Auszehrung der hessischen Schulen hat die derzeitige Landesregierung den Faden der Bildungspolitik wieder aufgenommen und zum laufenden Schuljahr insgesamt 1400 zusätzliche Lehrerstellen geschaffen. Dank dieser zusätzlichen Einstellungen und weiterer Umschichtungen ist es gelungen, die Unterrichtssituation in kurzer Frist maßgeblich zu verbessern. Das ist auch den alten Sprachen zugute gekommen. Erstmals seit langem wurde zum Herbst 1999 auch wieder eine größere Zahl von jungen Altphilologen in den hessischen Schuldienst eingestellt: immerhin 38 Latein- und sechs Griechischlehrerinnen und -lehrer. Dies ist ein Schritt zur Konsolidierung.

Wie sieht die Lage der beiden Alten Sprachen an den hessischen Schulen aus? In den vergangenen Jahren ist die Zahl der Latein- und Griechisch-Schüler leider sehr zurückgegangen. Lernten vor 20 Jahren noch rund 60.000 Schülerinnen und Schüler Latein, so sind es jetzt nur noch rund 38.000. Die Zahl der Griechisch-Lerner beträgt nur noch 764.

An 14 Schulen in Hessen wird Latein noch grundständig von der fünften Klasse an unterrichtet. Das heißt: Wir sind an einem Punkt angekommen, an dem wir uns ernste Sorgen machen müssen. Denn in jeder Generation muss es wenigstens eine qualifizierte Minderheit geben, die die antike Welt verstehen lernt, damit die Gesellschaft insgesamt nicht dem Provinzialismus zeitgenössischer Beschränktheit anheimfällt. Das Tor zu den geistigen Entdeckungen, die in der antiken Geschichte und Literatur zu machen sind, muss offen gehalten werden. Wir wollen das seitens der Landesregierung gerne unterstützen. Aber die Möglichkeiten der Politik sind beschränkt. Sie kann zwar in begrenztem Maße auch Ideen fördern, aber sie kann nicht durch Oktroi die Besinnung auf das Wahre, Schöne und Gute anordnen, wenn die Zeitgenossen auf das Nützliche und Verwertbare fixiert sind.

Das Problem ist Ihnen aus Gesprächen mit Eltern und Schülern nur allzu bekannt: der Schulbesuch wird immer ausschließlicher unter die Forderung gestellt, den sozialen

Status zu verbessern oder doch zu bewahren; Arbeitslosigkeit und sozialer Abstieg werden als allgegenwärtige Gefahr empfunden; alles kommt darauf an, den Jugendlichen bestmögliche Chancen für den beruflichen Erfolg zu sichern. Besonders folgenreich ist nun, dass die besten Perspektiven in einer möglichst frühen und möglichst praxisnahen Vorbereitung auf das Berufsleben gesehen werden.

Musste die Bildungsidee vor 30 Jahren gegen Ideologien verteidigt werden, die in der Schule ein Instrument der Gesellschaftsveränderung sahen, so hat sich heute die Bildung gegen die Zumutungen eines flachen Ökonomismus zu behaupten, der sich an kurzsichtigen und vordergründigen Zweckmäßigkeitserlegungen orientiert.

In dieser Lage erscheint der altsprachliche Unterricht gleichsam als Umweg, der seinen Verfechtern einen schwierigen Begründungszwang auferlegt. Dieses Thema wird Sie auch hier in Marburg sicherlich ständig begleiten.

Zahlreiche Bildungspolitiker in Deutschland und auch wichtige Meinungsträger in Wirtschaft und Gesellschaft sehen das vornehmliche Ziel der Bildungspolitik darin, Schule und ihre Lehrinhalte vor allem an Aktualitäten auszurichten und insbesondere jede Neuerung auf dem Feld der Informationstechnologie möglichst umgehend in Lehrplan und Unterricht einzubeziehen.

Ich stelle mir die Frage, ob dieses Bemühen um Zeitgemäßheit inzwischen nicht selber unzeitgemäß geworden ist. Kann doch die Schule den Wettlauf mit dem heutigen Innovationstempo niemals gewinnen! Ich bin gewiss kein „Bildschirmstürmer“ und ich meine sogar, dass für die Motivation der Schüler ein geschickter Einsatz neuer Medien sehr förderlich sein kann.

Aber die öffentliche Debatte um den Einsatz von Informationstechnologie an Schulen leidet an einer gefährlichen Verengung. Es wird fast ausschließlich mit Quantitäten argumentiert: Wie viele Klassen verfügen bereits über internetfähige Rechner? – wie viele Schulen präsentieren sich schon mit einer eigenen Homepage? Rasch ist die Diagnose gestellt: „Es gibt viel zu wenige Bildschirm-Lernplätze; die öffentliche

Hand muss nachrüsten“. Doch bin ich bislang nur äußerst selten auf begründete Vorstellungen darüber gestoßen, welche Inhalte durch neue Medien überhaupt effektiver vermittelt werden können, und wo das Rüstzeug herkommen soll, das die Jugendlichen in den Stand setzt, die Informationsmengen zu ordnen und die richtigen Fragen zu stellen.

Manchmal will es mir scheinen, als sei schon die Frage nach den Inhalten selbst in der gegenwärtigen Diskussion politisch nicht mehr ganz korrekt. Aber haben sich durch die bloße Einführung neuer Kommunikations-Automaten alle Debatten um Lerninhalte und Lehrpläne von selbst erledigt? Liegt es denn, um nur etwas herauszugreifen, an den fehlenden Bildschirmen, dass deutsche Schüler schlechter rechnen können als der Durchschnitt ihrer europäischen Altersgenossen?

Eher drängt sich die entgegengesetzte These auf: gerade in einer Zeit, in der informationstechnologische Revolutionen immer rascher aufeinanderfolgen und in der sich auch darüber hinaus bestimmte Wissensbestände in immer kürzerer Zeit grundlegend erneuern, ist es um so wichtiger, dass Jugendliche in ihrer Schulzeit mathematischen, sprachlich-literarischen und anderen geistigen Inhalten begegnen, denen nicht schon ein baldiges Verfallsdatum aufgeprägt ist.

Es fördert die Persönlichkeit, wenn sich Gehalte dem oberflächlichen Verständnis entziehen und dem schnellen Zugriff Widerstand leisten. Schülerinnen und Schüler, die sich im Überwinden solcher Widerstände geübt haben, werden auch den – ohnehin unabsehbaren – Herausforderungen der Zukunft besser gewachsen sein und zu ihrer Bewältigung ein höheres Maß an innerer Freiheit und Kritikfähigkeit mitbringen.

Gerade in der Medien- und Konsumgesellschaft ist die Fähigkeit zur kritischen Urteilsbildung unerlässlich und notwendiger denn je, um die innere Freiheit zu erhalten, die die Voraussetzung der äußeren Freiheit ist.

Jahrhundertlang ist das Übersetzen aus dem Griechischen und Lateinischen für Europa die

Schule des Lesens und der sprachlichen Differenzierung gewesen; welche Folgen der Rückgang dieser Übung in den letzten hundert Jahren für die Kultur des Lesens und Verstehens gehabt hat, wissen Sie aus eigener Einschätzung.

Antike Philosophie, Dichtung und Geschichtsschreibung führen zudem an Grundkonstanten und Grundfragen menschlichen Daseins heran, die sich in späteren Literaturen nicht durchweg in gleicher Klarheit wieder finden.

Doch weiß ich natürlich so gut wie Sie alle, dass die psychische Disposition vieler heutiger Schüler, insbesondere ihr ausgiebiger Medienkonsum, es vielerorts nicht mehr gestattet, die zeitlosen Sprachen und Texte der Antike in den traditionellen Formen zu vermitteln. Daseinsbedingung des altsprachlichen wie überhaupt jeden Unterrichts ist vielmehr eine Didaktik, die die Interessen und Möglichkeiten heutiger Schüler und Schülerinnen genau kennt und ihnen Rechnung trägt.

Hier sind in den vergangenen Jahrzehnten große Fortschritte gemacht worden, zu denen ich die Althilologen an Schule und Hochschule nur beglückwünschen kann. Wer heute noch behauptet, Griechisch und Latein seien ein anachronistischer Drill, der beweist nur, dass er geistig den Anschluss verpasst hat.

In der wechselseitigen Durchdringung von Kulturkunde und Sprachunterricht sehe ich eine Chance, die Antike auch heutigen Schülern zu erschließen. Hinzu kommt heute die Herausforderung, die zeitlose Attraktivität der Antike und die Kompetenz ihrer Vermittler auch im souveränen und gezielten Einsatz neuer Medien im Unterricht zu demonstrieren.

Dass Sie sich auch dieser Herausforderung stellen, habe ich dem Programm Ihrer Arbeitskreise mit besonderem Interesse entnommen. Ich wünsche uns allen, dass von Ihrem Kongress ein Impuls ausgeht, der überall in Deutschland dem altsprachlichen Unterricht Ansporn und Auftrieb gibt.

Dr. HARTMUT MÜLLER-KINET,
Staatssekretär im Hessischen Kultusministerium,
Wiesbaden

Die Schöpferischen Kräfte der Antike

Die Klassischen Sprachen als Mitgestalter der Zukunft

Bericht vom Kongress des Deutschen Altphilologenverbandes zu Marburg

vom 28. April bis 2. Mai 2000

Lob Marburgs

Die umsichtige Stadtführung beginnt unten im Tal mit der rührenden Schilderung des kurzen entsagungsreichen Lebens der Elisabeth von Thüringen und der wortreichen Erklärung ihrer prächtigen gotischen Grabkirche hier, wo die sterblichen Überreste der Heiligen ruhen, die nach ihrer Flucht aus höfischem Prunk in Buße und Gebet zum christlichen Gott hingewendet ein über das irdische Glück hinausreichendes Heil durch Hingabe an Arme und Kranke suchte. Ganz unten, in Demut.

Oben auf dem Burghügel, dort endet die Führung, residierten Grafengeschlechter seit dem 9. Jahrhundert: Aus der ursprünglichen massiven Burg wurde bis zur Zeit Elisabeths unter den Ludowingern ein repräsentatives Residenzschloss, wo es um Wohlleben, Erbfolge und Reichsfürstenstand ging.

Zwischen Kirche und Schloss drängt sich das putzige mittelalterliche Altstadtbild mit Barfüßerstraße, Pilgrimstein, Ketzergasse und Mühlsteig. Nur wenige landgräfliche Steinbauten unter dem vielfältigen Fachwerk, dessen charakteristische Ständer durch alle Geschosse reichen und dessen Giebelseiten vorkragen.

Das mittelalterliche Stadt- und Menschenbild Marburgs ändert sich mit dem Landgrafen Philipp dem Großmütigen, der in seinem verschlafenen Städtchen das ungebildete Zeitalter überwinden will, indem er 1527 die dortige Universität begründet. REINHART LORICHUS, Rhetorikprofessor an dieser hohen Schule, verfasst eine „*Oratio in laudem Academiae Marpurgensis*“ 1536, in der er die Stadt wegen ihrer Schönheit und auch das gesunde Klima der Gegend pries, das wie geschaffen sei für die Gründung einer Universität. Er schreibt blumenreich seinem Marburg eine menschliche Physiognomie zu: die Stadt ragt erhobenen Hauptes in den Himmel, mit offenen Armen nimmt sie wie eine Mutter die Studenten auf. Tägliche Mahnungen hinsichtlich Tugend und Laster erfolgen: Der steile Schlossweg wird mit

dem anstrengenden Pfad der Tugend verglichen, als Belohnung lockt oben die Einkehr in das deftige Gasthaus. Der Ortsteil Weidenhausen mit seinen Färbern und Gerbern – angenehm erreichbar – ist dagegen Wohnstatt des Henkers, er muss gemieden werden.

So erwies sich das anmutig daliegende romantische Städtchen, *locus amoenus*, mit seiner langen Geschichte und seiner *Universitas Marpurgensis* mit Generationen bedeutender Gelehrter als idealer Tagungsort für den Kongress des Deutschen Altphilologenverbandes.

Humanismus-Preis 2000

Höhepunkt des diesjährigen Kongresses war die Verleihung des Humanismus-Preises 2000 an Prof. Dr. ROMAN HERZOG, Bundespräsident a. D., während eines Festaktes im Auditorium Maximum der Philipps-Universität.

Grundgedanke dieses Preises ist das auf die Antike zurückgehende Ideal der Verknüpfung von geistiger Bildung und aktivem Eintreten für das Gemeinwohl. Auch die moderne Gesellschaft braucht Führungskräfte mit politischem Ethos und geistigem Format. Sie braucht Verantwortliche, die ihr Urteilsvermögen durch die Auseinandersetzung mit Geschichte und Kulturtradition geschärft haben. Für diese Wertvorstellung gibt ROMAN HERZOG ein Beispiel. Seine Herausarbeitung wichtiger, lange unterschätzter Zukunftsthemen, wie etwa der Dialog der Zivilisationen, auf dessen hohe Bedeutung für die folgenden Generationen er auch in seinem Dankeswort nach der Verleihung verwies.

In seiner eleganten und launigen Laudatio auf den Preisträger formulierte Prof. Dr. RICHARD SCHRÖDER (Humboldt-Universität Berlin) drei Gründe, die ROMAN HERZOG für die Verleihung des Humanismus-Preises empfehlen: sein Wille und seine Kraft, politische Rollen im Gemeinwesen zu übernehmen und erfolgreich auszuüben; das klärende, offene und erfrischende Wort des überzeugenden Redners, gewürzt mit ironischer

Distanz und Selbstironie; das Engagement und Verfechten eines Bildungskanons, der auf den europäischen Kulturquellen basiert und die Förderung eines sinnvollen Dialogs mit den Zivilisationen ermöglicht (Abdruck im vorliegenden Heft).

Prof. Dr. FRIEDRICH MAIER (Berlin), Vorsitzender des Deutschen Altphilologenverbandes, verlas vor der Übergabe des Humanismus-Preises den Wortlaut der Urkunde (vgl. unten).

Europa

1.

Dieses zentralen Themas des Kongresses nahm sich bereits Prof. Dr. BASSAM TIBI (Universitäten Göttingen und Harvard) an, als er in der öffentlichen Vortragsveranstaltung „Die Bildung der europäischen Werte und der Dialog der Kulturen“ die These aufstellte, dass der Humanismus den Ursprung und die Quelle der europäischen Werte darstelle. Besondere Aktualität wies er dieser

HIS LITTERIS
PRAEMIVM HVMANITATIS ADIVDICAMVS
DOMINO ILLVSTRISIMO
ATQVE HVMANISSIMO

ROMAN HERZOG

PRAESIDENTI PRISTINO
REI PVBLICAE GERMANICAE FOEDERATAE

QVI RES CIVILES SEMPER ET VBIQVE
CVM ANIMI CVLTVRA CONIVNGENS
CIVIBVS CLARVM EXEMPLVM HVMANITATIS
ANTE OCVLOS POSVIT

QVI ARTIBVS LIBERALITER INSTITVTVS
NON SOLVM IVRIS PRVDENTIA
SED ETIAM ANTIQVITATIS NOTITIA EXCELLENS
MVLTIS AC VARIIS MVNERIBVS PVBLICIS
CVM LAVDE OMNIVM BONORVM FVNCTVS EST

QVI SVMMVVM HVIVS CIVITATIS HONOREM ADEPTVS
AVDIENDO LEGENDO SCRIBENDO
CONSVLENDO COHORTANDO
ET VNIVERSAE REI PVBLICAE ET OMNIVM CIVIVM SALVTI
PROSPICERE ET INSERVIRE NVMQVAM DESTITIT

QVI QVAMQVAM EMERITVS SVMMA OPE NITI PERGIT
VT IN RERVM HVMANARVM EMENDATIONE
VERITAS ET CLARITAS
QVAM DILIGENTISSIME COLANTVR

MARBVRGI
KALENDIS MAIS ANNO DOMINI BISMILLESIMO
ASSOCIATIONIS PALAEOPHILOGORVM
GERMANORVM PRAESES FRIEDRICH MAIER

Aussage zu wegen der Identifikationsproblematik Europas und wegen des stärker werdenden Konflikts zwischen den Zivilisationen. TIBI bestritt die Möglichkeit der Globalisierung der Kulturen als Chance, die derzeitigen gravierenden wertgebundenen Zivilisationskonflikte lösen zu können. Europa und der Humanismus könnten eine Brückenfunktion in dieser Auseinandersetzung wahrnehmen. Aber: „Man muss über sich Bescheid wissen, man muss zu sich selbst stehen.“ Erst dann hält TIBI, der sich selbst als europäischen Humanisten bezeichnet, den Dialog für möglich und sinnvoll.

Dafür sind seiner Überzeugung nach drei Voraussetzungen nötig: die Bewahrung der eigenen Identität Europas, das Wissen über die Dialogpartner und das Wesen der Dialogbasis. Um zu Ergebnissen hinsichtlich dieser drei Aspekte zu kommen, hält der „Kulturdolmetscher“ einen Rückblick auf die Geschichte für sinnvoll und erkennt vier wesentliche Epochen Europas: das christliche Abendland, die Renaissance, die europäische Expansion und die Epoche der Selbstverleugnung am Ende des 20. Jahrhunderts in der Multikulti-Haltung und der Postmoderne. In diesen vier Epochen findet die Konfliktaustragung über die Werte statt. TIBI sieht in der Renaissance die Verbindung des antiken Erbes mit dem Christentum und in der Kombination der Renaissance mit der Aufklärung die Fundstätte der europäischen Werte der Demokratie, Rationalität, Säkularität, der individuellen Menschenrechte und des Pluralismus.

Entscheidend ist für TIBI der Beginn eines Kulturen übergreifenden Dialogs über Werte auf der Suche nach einem Konsens (auch innerhalb Europas) im Hinblick auf eine „internationale Moralität“.

TIBI erkennt im Humanismus mit seinem veränderten Weltbild die entscheidende Phase des Dialogs in der Geschichte. Das anthropozentrische Weltbild und die rationale Weltdeutung machen den Menschen allein verantwortlich für die Welt. Auch aus diesem Grund hält TIBI eine Neubelebung des Humanismus-Erbes für dringend nötig.

2.

„Wer nach den Wurzeln europäischer Identität sucht, kann an Caesar nicht vorübergehen“. Denn – davon ging Prof. Dr. HANS JÜRGEN TSCHIEDEL (Eichstätt) in seinem gelehrten Vortrag mit dem Thema „Faszination und Provokation. Begegnungen des europäischen Geistes mit Caesars Größe“ aus – zweifellos kommt dem Ergebnis des Wirkens dieser zwielichtigen Lichtgestalt Roms eine europäische Dimension zu, die sowohl in seinen militärischen Aktivitäten wie auch in seinen geistigen Leistungen und dem von ihm repräsentierten Menschenbild aufscheint. Caesar dient als Symbol des Aufstiegs und Abstiegs, überlegener Intellektualität, grenzenlosen Machtwillens und Unterdrückerdrangs. Die Faszination dieser antinomen Gestalt provoziert und verpflichtet zu Auseinandersetzung.

So zeichnet TSCHIEDEL die Begegnungen dreier großer Dichter der europäischen Literaturen mit Caesar und verbindet damit die Aufforderung, diese Klassiker wieder zu lesen.

Bekannt ist JOHANN WOLFGANG GOETHE (1749-1832) schrankenlose Bewunderung Caesars, die TSCHIEDEL an Hand der Fragmente eines Caesar-Dramas, der Farbenlehre und des Faust II nachweist. Das Motiv für diese Haltung liegt im glückhaften Naturell und der Kraftnatur des Römers. Caesar erscheint (wie auch Napoleon) dem deutschen Dichter als Inbegriff menschlicher Größe und Auserwähltheit, die Ermordung als abgeschmackte Tat.

Im Caesar-Bild, das WILLIAM SHAKESPEARE (1564-1616) in seinem Drama zeichnet, bekommen Caesars Mängel ein erstaunliches Gewicht. Der Römer erscheint im Konflikt zwischen privater und politischer Pflichterfüllung als Mensch und verliert seinen geradezu göttlichen Nimbus. Aber es wird auch Caesars schwierige Stellung durch den englischen Dramatiker verdeutlicht, im Chaos der Zeit gegen den Neid der Verschwörer und den Fanatismus des Brutus zu agieren. Das Ergebnis deckt sich mit Goethes Einschätzung: Caesars Kampf gilt der Anarchie, er verliert ihn, aber – wie im Drama – kann Caesars Geist nicht umgebracht werden, sein Wirken kann der Tod nicht auslöschen.

Auch DANTE ALIGHIERI (1265-1321) entwickelt in seiner „Divina Commedia“ ein leuchtendes Bild von Caesar im Paradiso (VI 55ff), das in die Neuzeit weist. Nach göttlichem Ratschluss setzt Caesar, ein großer Kaiser von geradezu christlicher Vorstellung, zivile Herrschaft ein, erst dann kann Christus kommen. DANTES Anliegen wird deutlich: In der Autonomie der weltlichen Gewalt neben dem Christentum wird Caesar in die Menschwerdung Christi eingebunden.

TSCHIEDEL zeigt Caesar als Repräsentanten europäischen Geistes. Die Eigendynamik dieses Caesarbildes gehört zum europäischen Kulturgut. Das Nebeneinander der unterschiedlichen Bilder des politischen, des autobiografischen und des historisch gezeichneten Caesar führen immer wieder zu der Frage: Wer war Caesar? Anders als manche Interpreten nach den Kriegen des 20. Jahrhunderts, die den brutalen Unmenschen Caesar moralisch verurteilen, entschieden sich DANTE, SHAKESPEARE und GOETHE für den großen Menschen. Das Dilemma bleibt und auch die Frage: Wer war Caesar?

3.

Natürlich beschäftigte diese Frage bereits Generationen von Historikern. Nur so stellt sich lebendige geistige Tradition ein, die tragfähig ist für eine kulturelle Auseinandersetzung in und um Europa. Die Aufgabe der Historiografie ist es, wie Prof. Dr. MARTIN HOSE (München) seinen überzeugenden Vortrag zum Thema „Versöhnung in der Vergangenheit. Was bedeuten die antiken Historiker für das moderne Europa?“ einleitete, zunächst Erinnerungsinstanz für die Gesellschaft zu sein durch die Selektion von Daten, die tradiert werden, und durch ihre Interpretation; dann hat sie aber auch Orientierungsfunktion durch die Bereitstellung von Daten aus der Vergangenheit für die Gegenwart. Die antike Historiografie hält HOSE für die Gegenwart aus einem genealogischen und einem methodischen Grund für bedeutsam. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts sind die Antike und ihre Historiker europäischer Gemeinbesitz, von dem ausgehend sich die einzelnen Nationen und ihre Kultur entwickelt haben. Ab 1750 entsteht durch die Analyse der Antike eine wachsende Distanz zur antiken Tradition. Der

eigenständige Zugriff auf die Geschichte (etwa NIEBUHR, DROYSEN, MOMMSEN, ED. MEYER in Deutschland) bedeutet Vorarbeit für den Nationalstaat und die Auswahl dessen, was für die Nation förderlich scheint („nationale Spezialantike“).

Den methodischen Grund veranschaulichte HOSE an der „Germania“ des Tacitus und ihrer Rezeption. Überzeitliche Eigenschaften der Deutschen werden herausgelesen, ein Konzept der Ethnogenese der reinen nordischen Rasse wird konstruiert aus dem Quellentext des Tacitus, die Rassentheorie des Nationalsozialismus findet hier eine „geistige“ Grundlage. HOSE zeigt dagegen, wie bedenklich diese Attraktivitätsthese oder die Annahme der Kontinuität der Identität eines Volkes sind. Distanzierungselemente bei Tacitus werden vom Nationalsozialismus ignoriert.

Historiker modellieren die Welt in der Vergangenheit. Eine wichtige Aufgabe besteht darin, für Staaten eine gemeinsame Geschichte zu „erfinden“, wie etwa in der römischen Kaiserzeit, als das *Imperium Romanum* als stabile politische Einrichtung für Jahrhunderte die gesamte Mittelmeerwelt umfasste. Späte Historiker entwickelten in kurzen schulgeeigneten Texten von großer Attraktivität und gutem Informationsgehalt das Bild vom römischen Reich und seiner Genese. Diese Historiker fanden deutliche Akzeptanz beim Lesepublikum.

In der Geschichte des Appian (2. Jh.) verliert die Metropole Rom an Bedeutung, Dispositionsprinzip werden die römischen Regionen. FLORUS (2. Jh.) entwickelt ein zyklisches Geschichtsmodell im Vergleich mit den Lebensaltern und Entwicklungsstadien des Menschen. Die Wachstumsmetapher findet Anwendung in der Darstellung der Entwicklung des *Imperium Romanum* mit seiner teleologischen Grundstruktur. EUTROPS *Breviarium* (4. Jh.), dem Kaiser Valens gewidmet, fand große Akzeptanz: Das Reich wird als gemeinsamer kultureller und politischer Raum begriffen von geradezu admirativer Identifikation und säuberlicher Trennung von Drinnen (Inklusion) und Draußen (Exklusion). FESTUS (3. Jh.) geht es schließlich um eine sich ständig vergrößernde Gemeinschaft, er reduziert römische Geschichte auf das Erlangen von Provinzen. Römische Virtus inkludiert, orientalischer Verrat exkludiert.

Konsequenzen für heute? Die Kontrolle der Vergangenheit durch den Historiker ist eine Aufgabe, die auch für die Zukunft von großer Bedeutung ist, schließt HOSE:

„Zweckmäßig wird ein Wiederanknüpfen an die antike Grundlage sein, wenn auch schwierig. Auf dieser Basis lässt sich die Vorstellung eines gemeinsamen Europa mit Teilen gleichen Ranges entwickeln und eine Inklusionsstruktur erreichen. Allerdings möchte ich hoffen, dass auf Exklusionsmerkmale verzichtet werden kann. Vielleicht lässt sich eine europäische Identität herstellen, ohne dass man Barbaren und andere als Gegenbilder aufbaut.“

Kreativität

1.

„Der prometheische Forscherdrang der Moderne kennt weder Grenzen noch Rücksichten“ – Prof. Dr. FRIEDRICH MAIER (Berlin), der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes, stellte in seinem Eröffnungsvortrag die Gestalt des Prometheus, die sinnbildhaft für Fortschritt, Machbarkeit, Innovation und Kreativität steht, dem nachdenklichen Epimetheus gegenüber, der die Hoffnung behält. Er sieht darin ein Symbol für den modernen Menschen, für den beide von elementarer Bedeutung sind: Die Antike wird die schöpferischen Kräfte des Menschen weiterhin provozieren, sie erinnert und mahnt aber den Menschen zu Besinnung und Verantwortung. Innovation und Tradition gehören zusammen. Prometheus und Epimetheus sind Brüder. MAIERS Forderung zielt auf einen kreativen Umgang mit der Tradition. „Die Antike wird die schöpferischen Kräfte – ihre Texte sind ein großes Potenzial – im Menschen weiterhin provozieren.“ (Abdruck des Vortrags im Anschluss an diesen Bericht).

2.

Wie sehr ihr das auch beim Schüler gelingt, zeigte die umfangreiche Ausstellung von „Schüler-Kreationen“ aus den Landesverbänden des DAV im Hörsaalgebäude der Philipps-Universität: Fotoserien, Textmontagen, Modellbauten, Tonbilder, Collagen und Modernisierungstechniken vielfältiger Art waren zu beobachten, aus denen der Prozess der Aneignung oder Anverwandlung

der Antike erkennbar wurde. Deutlich wurde dem Betrachter auch, dass diese „produktive Rezeption“ das Verständnis für den Kulturraum Europa wachsen lässt. Lebendige Antike – erzeugt aus dem schöpferischen Umgang mit antiken Texten und Themen!

3.

Am Einzelbeispiel zeigte diesen Vorgang StR'IN BRITTA BOBERG (Aachen), indem sie anhand ausgewählter Passagen aus Ovids „Ars amatoria“ kreatives, ganzheitliches und handlungsorientiertes Arbeiten im Lateinunterricht der Oberstufe vorführte. Ihr Ziel war es, in einer eindrucksvoll lebendigen Vorführung nachvollziehbar zu machen, dass durch einen kreativen Zugang eine intensive, persönliche und recht „moderne“ Auseinandersetzung mit dem antiken Text möglich ist.

Arbeit in der Gruppe ist Grundform des Unterrichts, so werden die Übersetzung erstellt und die Deutungsschritte vorgenommen, aber auch Collagen-Plakate (Schönheitsideal bei Mann und Frau in der Werbung), ein Hip-Hop-Songtext entwickelt („Willst du 'ne süße Maus verführ'n ...“) und statistische Untersuchungen in Fragebogenform zu Papier gebracht („Indiskrete Fragen zur schönsten Sache der Welt“).

Noch weiter gehende Vorschläge zur Umsetzung des antiken Textes wurden vorgetragen, im Arbeitskreis diskutiert und auch zum Teil realisiert: eine Ars-amatoria-Szene als Fotoroman-Umsetzung oder ein Hand-out mit „Tipps zum Anbaggern“ („Wie mach ich mich an ein Girl im Aachener Tivoli 'ran?“) oder als Talk-Show mit Arabella: „Anbaggern – Erfolg garantiert, präsentiert durch den Experten Ovid“. Diese Show wurde im Arbeitskreis live vorgeführt – unter großem Applaus der gar nicht pruden Altphilologen. Auch eine Möglichkeit der kreativen Aktualisierung, aber sie zeigte Grenzen auf.

4.

Kreativität und die Mittel des Internet? – OStR MICHAEL ALPEROWITZ (Ilvesheim) stellte sein Computerprojekt vor: „Midas – The Golden Touch. Eine multimediale Interpretation zu Ovids Midas-Geschichte“. Seine Absicht war

es, durch Visualisierung von Interpretationsansätzen und Dynamisierung des lateinischen Textes die Vielfalt der Aussagen und Ebenen des Textverständnisses sichtbar zu machen. Die durch den Einsatz von Multimedia & Co entstandene CD-ROM unterstützt und ergänzt nach Aussage des Referenten die Formen des konventionellen Lateinunterrichts im Klassenzimmer.

StR MICHAEL HOTZ (München) befasste sich in seinem Arbeitskries „Kreativ ins Internet. Schüler entwickeln ein Online-Projekt“ mit dem Begriff Kreativität, indem er drei Arten differenzierte: die konventionelle Form des Erfindens, Zeichnens und Verfassens; die technische Form der Multimedia-Gestaltung; die kooperative, kollektive Form der Team-Arbeit. Diese drei Arten der Kreativität finden beim Erstellen eines Online-Projekts auch im Lateinunterricht ihre Einbindung. HOTZ demonstrierte bei der Vorstellung des Internet-Spiels IMPERATOR, das er mit einer 9. Jahrgangsstufe entwickelt hatte, den Ertrag, den ein derartiges Unterrichtsprojekt abwirft im Hinblick auf Motivation, Kreativität, Informationstransfer und Publikationsmöglichkeiten. Er zeigte anschaulich im Detail die einzelnen Phasen der Herstellung dieses Spiels von der Konzipierung und Informationsbeschaffung über die Strukturierung und Gestaltung bis hin zur technischen Realisierung. Alles in handlungsorientiertem Teamwork bei intensiver Schüleraktivität in einem zeitlich verantwortbaren Rahmen. Am Ende wird die CD gebrannt, das Spiel ins Internet gestellt. Und der Schüler ist stolz auf sich. Titel: „IMPERATOR. Der Aufstieg zum Kaiser.“

5.

Die Antike provoziert, sie ist lebendig und aktuell, in allen Medien. Diese Tatsache veranschaulichte Prof. Dr. WILHELM HORNBOSTEL (Hamburg), klassischer Archäologe, in seinem außerordentlich zum Nachdenken und Schmunzeln anregenden Lichtbildervortrag „Von A(jax) bis Z(eus). Die Antike in der Produktwerbung der Gegenwart“. Die Vielzahl der von ihm präsentierten und kommentierten Beispiele entlarvte überzeugend, wie kreativ die Werbebranche mit

der Antike umgeht, aber auch wie sehr sie die Hinterlassenschaft des Altertums in ihrem Sinne gefügig macht, manipuliert und deformiert, so dass ein höchst verschwommenes und verzerrtes Bild von der Antike übrig bleibt durch diese nostalgische Vermarktung der vermeintlich guten alten Zeit.

Sokrates trinkt Bitburger Pils. Der Kopf des Philosophen symbolisiert den Typus des intelligenten Biertrinkers. „Die chronologische Paradoxie, Sokrates in die Gegenwart eines Wirtshauses zu versetzen, verfolgt ironisch eine rein emotionale und ästhetische Informationsstrategie.“

Die Antike garniert und illustriert, sie wird verfremdet und vergewaltigt. Und auch so bleibt sie kreativ als unerschöpfliches Arsenal und Potenzial, sie bleibt aktuell in allen Kanälen und Illustrierten. Die Antike hat Kundschaft.

6.

Von der Antike-Werbung zum Antike-Comic. – Dieses Sujets nahm sich die wissenschaftliche Latinistik bisher noch zu wenig an, bedauerte Prof. Dr. WOLFRAM AX (Köln) in seinem Vortrag „*Asterix – orator perfectus*. Zu einem Fall humoristischer Rezeption der römischen Rhetorik“. Der starke Trend zum Antike-Comic belegt die These von dem kreativen Potenzial und der Attraktivität der Antike ebenso, wie er auch dem jungen Menschen einen motivierenden Zugang zum Altertum eröffnet. Prof. Ax gelang es in seinem Vortrag, das hohe Niveau der satirisch-parodistischen Verarbeitung römischer Kulturphänomene im Comic aufzuzeigen. Dafür wählte er das Beispiel einer Gerichtsszene aus (*Asterix*, Band 18, *Les lauriers de César*, S. 33ff.), um den satirischen Gehalt der Szene und ihre rhetorische Qualität zu untersuchen: Die Überlegenheit des gallischen Redners ergibt sich aus der genauen Kenntnis des Systems und der Handhabung römischer Redekunst. Überraschend und überzeugend war der detaillierte Nachweis der rhetorischen und stilistischen Phänomene. Die französische Sprache der römischen Gerichtsszene (der Originalausgabe) übertrug Prof. Ax am Ende noch in lupenreines Latein. Noch ein kreativer Vorgang.

7.

Einen sehr persönlichen Eindruck hinterließ OStR WOLFGANG SCHOEDEL (Oldenburg) in seinem Arbeitskreis, in dem er „Vorschläge zur kreativen Gestaltung der Spracherwerbsphase im Lateinunterricht“ seiner niedersächsischen Schule dem Auditorium präsentierte. Latein soll Lust statt Frust bei Schülern erzeugen. SCHOEDEL gestaltet deswegen seinen Unterricht handlungsorientiert und bevorzugt aus motivatorischen Gründen Gruppenarbeit in einem offenen Unterricht. Kreativität fördert er durch Lernspiele und Spielszenen; als recht anregend schildert er auch die vielfältigen Spiele mit der Vokabelkartei in den unterschiedlichsten Situationen; vom „lustvollen Einsortieren“ bis zum kreativen Differenzieren. Vorgeführt wurden Vokabelspiele wie „Memory“, „Tempo Tempo“, „Hangman“ oder „Whirlpool“. Sogar Hörspiele und Videos lassen sich nach Auskunft des Pädagogen zu diesem Zweck produzieren. SCHOEDEL sieht in Latein ein multivalentes Unterrichtsfach und in den von ihm vorgestellten unterrichtlichen Methoden erfolgreiche Anregungen für eine Vokabel- und Grammatikarbeit mit Erfolg und Spaß. *Learning by playing.*

Antike und Gegenwart

Eine Reihe Marburger Kongressbeiträge beleuchtete Zusammenhänge zwischen Phänomenen der antiken Kultur und ihrer Adaption bzw. Transformation in der Gegenwart. In jedem Fall zeigte sich die Antike als Urstoff, an dem sich das Denken der Gegenwart entzündet.

1.

So entwickelte Prof. Dr. WOLFGANG RÖSLER (Berlin) in seinem Vortrag „Kulturelle Revolutionen in der Antike und Gegenwart. Die Genese der griechischen Schriftkultur und der Anbruch des elektronischen Zeitalters“ die Entstehung der Schrift bei den Griechen durch die Übernahme des phönizischen Alphabets im 8. Jahrhundert und ihre Entwicklung nach einer ersten Blüte im Hellenismus im europäischen Kulturbereich. RÖSLER stellte auch die Frage nach Erkenntnissen, die aus diesem Vorgang für ein besseres Verständnis der

kulturellen Revolution in der Kommunikation des elektronischen Zeitalters der Gegenwart gezogen werden können. Er kommt zu dem etwas deprimierenden Schluss, dass derartige Prozesse als Folge von Gesetzmäßigkeiten sich nicht aufhalten ließen und dass kulturelle Umwälzungen stets mit kulturellen Verlusten verbunden seien. Betroffen davon sind besonders die Alten Sprachen, deren Logik und Systematik moderne Entwicklungen wie Jugend-Slang, Moderatoren-Talk, Computersprache und Verdrängung des Buches durch die Multimedia-Elektronik diametral entgegenstehen. Noch besteht eine Chance darin, die Problematik bewusst zu machen, die sich aus dem Verlust wichtiger gesellschaftlicher Normen, wie Sprachkultur und Textkompetenz, ergibt.

2.

Der Vortrag von Prof. Dr. KLAUS SALLMANN (Mainz) mit dem Thema „Der Mensch – Teil oder Problempartner der Natur?“ versuchte den Brüchen und Spannungen im Begriff „Natur“ von der Antike bis in die Neuzeit nachzuspüren, einem Begriff, der in der Moderne nicht nur Naturschützern als Richtwert gilt, da Natürlichkeit auch für die Allgemeinheit ein erstrebenswertes Ziel ist. Die hellenistische philosophische Forderung des „*secundum naturam vivere*“ nahm J. J. ROUSSEAU als Moralprinzip wieder auf (*retour à la nature*). Lateinische Autoren, wie LUKREZ (*de rerum natura*), SENECA (*naturales quaestiones*) und PLINIUS MAIOR (*naturalis historia*) nehmen in ihren Überlegungen den modernen Gedanken der Verantwortung des Menschen gegenüber der Natur bereits vorweg, da der Mensch – selbst Teil der Natur – offensichtlich in der Lage ist, verschiedene Rollen und Haltungen ihr gegenüber einzunehmen: Hüter, Nutzer, Zerstörer. Aktualisierung dieser antiken Texte ist nicht nötig, denn sie haben Aktualität.

3.

Ganz ähnlich verwarnte sich OStR RUDOLF HENNEBÖHL (Bad Driburg) gegen jede vordergründige Aktualisierung der antiken Texte, dagegen forderte er eine intensivere Aktivierung des Potenzials, besonders im Hinblick auf die Poesie.

Thema seines Arbeitskreises war „Römische Dichtung im ‚Plastik-Zeitalter‘. Eine Herausforderung für Lehrer und Schüler“. Die Plastizität gerade der römischen Dichtung regt – sie ist so bildhaft konkret – zur Umformung und Ausgestaltung permanent neu an. Wie im Arbeitskreis von BRITTA BOBERG waren es auch bei HENNEBÖHL Ovids „Metamorphosen“, welche die Textgrundlage boten, die kreativ bearbeitet jenen Prozess anstößt, der den Leser provoziert, sich etwas anzueignen, lebendig und wirksam werden zu lassen. HENNEBÖHL sieht in der Kreativität einen exzellenten Vermittlungsweg der Aneignung.

4.

„Nirgendwo tragen wir mehr Antike am Leib als im modernen Taschenkalender“, behauptete Prof.

Dr. JÜRGEN RÜPKE (Erfurt) in seinem aufschlussreichen Vortrag „Ein neues Jahrtausend und immer noch der alte Kalender. Antike Konstanten in der europäischen Zeitrechnung“. Erstaunlicherweise geht dieses Instrument der Zeiteinteilung bereits auf Caesars Kalender, zum Teil auf die frühe römische Republik zurück. Wegen der ihm immanenten Probleme kam es bis in die Moderne immer wieder zu Reformen des Kalenders (Qumran, Caesar, Augustus, Nero, Gregor XIII., Gilbert Romme, Stalin). Bei all diesen Versuchen zeigte sich, dass Zeitmessung durch Kalenderkonzeptionen nicht auf exakter Wissenschaft beruht, sondern kulturelles Produkt aus der Tradition ist. Am Kalender wird aber auch deutlich, wie sehr antike Kultur trivialisiert erscheint.



*Herkunft mit Zukunft – Alte Sprachen auf neuen Wegen
(Collage. Text von Iacobus Gallus 1550-1591)*

5.

Prof. Dr. HASSO HOFMANN (Berlin) spürte dem „Antiken Erbe im europäischen Rechtsdenken“ nach und arbeitete in seinem Vortrag die tragenden Elemente der Rechtskultur der Gegenwart heraus, deren Quellen aus der Antike stammen. Die Synergie von römischem Rechtsdenken und griechischer Philosophie ist von besonderem Interesse.

Prof. Dr. ARBOGAST SCHMITT (Marburg) stellte den Zusammenhang her zwischen „Antiker Bildung und moderner Wissenschaft“, indem er den geschichtlichen Prozess verfolgte, in dem sich die *artes liberales* der Antike und des Mittelalters zu den modernen Geisteswissenschaften weiter entwickelt haben, in klarer Abgrenzung zu den Naturwissenschaften.

Diskussion der Alten Sprachen

1.

Die im Zeitalter der Globalisierung und des Internet zur Rechtfertigung der Alten Sprachen strapazierten Argumente sind in den meisten Fällen Zeichen von Hilflosigkeit. – Mit dieser provozierenden These begann der Hamburger Journalist ULRICH GREINER, verantwortlicher Redakteur für Literatur der ZEIT, selbst ehemaliger Schüler eines humanistischen Gymnasiums und jetzt Elternbeiratsvorsitzender eines solchen, seinen vielbeklatschten Festvortrag zum Thema „Die Begründungsfälle. Zur Legitimation altsprachlicher Bildung“.

Die Rechtfertigungsgründe für das Erlernen des Lateinischen (Fremdwörterarsenal; Basis-sprache; Mutter der romanischen Sprachen) hält GREINER für nicht überzeugend, weil zu äußerlich und schwach. Der Legitimationsdruck, der auf den Alten Sprachen lastet, erfordert eine andere Verteidigungsstrategie. In der Zeit eines aufkommenden Neoliberalismus zählen für weite Kreise nur Utilität und Effizienz, die aber nicht Zielvorstellungen altsprachlicher Bildung sein werden. GREINER fordert die Umkehrung des Begründungszwangs, indem die Frage zu stellen sei, warum denn die Alten Sprachen abgeschafft werden sollten. Kanonische literarische Werke, die ästhetische Gestalt von Kunstgebilden und die

politischen Ideen, die von den amerikanischen Gründungsvätern übernommen wurden, bilden eine unverwechselbare und wertvolle Grundsubstanz, die Europa als „historisches Kraftwerk“ erscheinen lässt. Aufgabe der humanistischen Bildung muss es sein, die europäische Bildungsidee, deren Existenz GREINER nicht anzweifelt, gegen die historische Unwissenheit durchzusetzen. „In geistigen Dingen gibt es auch im informationstechnischen Zeitalter kein Veralten, es gibt nur das Vergessen.“ GREINER ist überzeugt, dass eine politische Elite Kenntnis von Platon haben sollte, um auch etwa die neuerlich aufgestellten Sloterdijk-Thesen überprüfen zu können, und auch Kenntnis der antiken Mythologie, um etwa auch moderne Romanliteratur verstehen zu können.

Elitisierungsprozesse sind in jeder Gesellschaft unvermeidlich und auch produktiv, da sie eine besondere Verantwortung für das Gemeinwohl implizieren. Wesentlich – so schloss GREINER – für die Berechtigung der Alten Sprachen in der modernen Schule sei nicht die Kenntnis sprachlicher Formalien, sondern die geistige Welt der Antike. Als Beispiel dafür brachte GREINER den griechischen Satz: „Jung stirbt, wen ein Gott liebt“, den er als Schüler leider nur wegen des Iterativs (kennen)gelernt hatte. (Abdruck des Vortrags im vorliegenden Heft.)

2.

In der Podiumsdiskussion mit dem Thema „Humanistische Bildung auch nach der Jahrtausendwende?“ hatten sich vor großem Auditorium nicht „Artenschützer“ zusammengesetzt, sondern Vertreter verschiedener Berufe und Funktionen, die allerdings – wie sich sogleich herausstellte – sich insgesamt als „kritische Sympathisanten“ gegenüber den Alten Sprachen und der von ihnen vertretenen Werte outeten. Obgleich somit keine Insider-Diskussion – war die Streitbereitschaft gering, da echte Gegner nicht auszumachen waren, so dass der Leiter des Gesprächs Prof. Dr. FRIEDRICH MAIER am Ende von einer „Bewusstseins-schärfung“ sprach, da die Themafrage sich insgesamt doch als rhetorisch herausstellte.

So lieferte die Tübinger Juristin ELKE PICKER, Vorsitzende des Landeseltembeirates in Baden-

Württemberg, bereits die klassischen Argumente für die Rechtfertigung der Alten Sprachen im formalen Bereich (mikroskopisches Lesen, Analysefähigkeit, Fremdsprachenvorbereitung, Sprachkompetenz). Im Grundsatz einverstanden mit dieser These „Förderung durch Forderung mit Hilfe der Alten Sprachen“ widersprach Dr. MARTIN EBEL (Pfaffenweiler) als Romanist und Journalist dem Argument, Latein sei die Basis für den Aufbau moderner Fremdsprachen: Es sei ein aufwendiger Umweg. OStD HEINZ DURNER (München), Naturwissenschaftler und Vorsitzender des Deutschen Philologenverbandes, unterstrich die hohe Bedeutung des Englischen in der augenblicklichen Entwicklung der Welt des Hightech, betonte aber den Wert der Grundlagensprache Latein. Er räumte auch die insgesamt festzustellende höhere Qualität von Lateinklassen ein. Die Journalistin Dr. REGINE FÖRSTER (Leipzig), Schulleitersprecherin eines Gymnasiums in Sachsen, stellte ein ansteigendes Interesse für die Alten Sprachen in den neuen Bundesländern fest, besonders für Latein, da in hoher Allgemeinbildung eine Öffnung aller Möglichkeiten an den Universitäten gesehen wird. Gleiches konnte Mag. WILHELMINE WIDHALM-KUPFERSCHMID, Wiener Gymnasiallehrerin und Vorsitzende des Verbandes österreichischer Latein- und Griechischlehrer, für die Alpenrepublik nicht erkennen, wo die Struktur des Schulwesens und der stark zunehmende häufige Laufbahnwechsel von Schülern einen kontinuierlichen Aufbau von Bildung und insbesondere der lateinischen Sprache immer mehr erschweren. Der Arzt Dr. PETER RÖMISCH (München), Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Humanistisches Gymnasium in der Landeselternvereinigung Bayerns, brach mit seinem Statement aus der Erfahrung eines beängstigenden Niedergangs der Sprachkultur heraus eine Lanze für die Basissprache Latein zur Schulung des Sprachverständnisses und zum Abbau sozialer Barrieren.

Im zweiten Teil der Podiumsdiskussion, der sich nach der sprachlich-logischen Seite des Phänomens mit der Persönlichkeitsbildung durch das Erlernen der Alten Sprachen befasste, machte ELKE PICKER deutlich, wie wertvoll hier der Beitrag von Latein und Griechisch sei, von der

Literatur der Griechen bis zum Humanismus. Dies bezweifelte wiederum Dr. MARTIN EBEL, der diese Leistung auch dem Englischen und den romanischen Sprachen zuweisen wollte. Dr. PETER RÖMISCH und Dr. REGINE FÖRSTER rückten die Bedeutung des Lehrers in den Vordergrund bei der Beantwortung der Frage, ob und inwieweit humanistische Bildung auch weiterhin sinnvoll und erfolgreich vermittelt werden kann. HEINZ DURNER nahm am Ende ein Wort von ULRICH GREINERS Festvortrag bei der Eröffnung des Kongresses auf: Man solle die Alten Sprachen nicht ständig verteidigen, sondern öfter klar informieren, wo ihr Wert liege.

In der Podiumsdiskussion traten dann, wie immer bei solch günstigen Gelegenheiten, sowohl die kühlen Grundsatzanalytiker und die unverbesserlichen Pessimisten auf den Plan wie auch die humorvollen Weltverbesserer und die glühenden Verfechter der heißgeliebten Sache. Nach zwei Stunden intensiven Austausches lauter bekannter Tatsachen und Argumente hatte der Beobachter das Gefühl: Es war die gewohnte elegante Spiegelfechtereier oder anders ausgedrückt: Bewusstseinsklärung (MAIER), gewürzt mit manchem Bonmot: „Latein braucht man nicht, Latein kann man sich leisten“ (EBEL).

Ja, es ist schon so: Im Leben ist es etwas sehr Schönes, Nützliches und Sinnvolles, wenn man sich etwas leisten kann. Auch nach der Jahrtausendwende.

Varia

Die Zahl der Veranstaltungen des Marburger Kongresses, sowohl Vorträge und Arbeitskreise als auch musikalische und andere Darbietungen, waren trotz des fünftägigen Zeitraums so groß, dass sie nur in Auswahl wahrgenommen werden konnten.

1.

Prof. Dr. BERND SEIDENSTICKER (Berlin), häufig und gern gesehener Gast bei den Kongressen des DAV, ging der Frage nach, wie sich der Eindruck, dass bereits bei Homer ein ausgeprägtes Bild menschlicher Individualität erkennbar sei, mit der These, dass ihre zentralen Elemente erst in

den darauffolgenden Jahrhunderten in Poesie, Kunst und Philosophie aufgedeckt worden seien, vertrage. – Prof. MICHAEL RUTZ (Bonn), Chefredakteur des Rheinischen Merkur, setzte sich mit dem Thema der Menschenbildung in der aktuellen bildungspolitischen Landschaft auseinander und forderte Pflichtunterricht in Latein als Devise in einer Zeit, in der es primär auf die Fähigkeit zum Denken ankomme, nicht auf bloße Information durch Internet-Aktionen. – OStR Dr. DIETMAR SCHMITZ (Oberhausen) plädierte als Gegner von Caesarlektüre dafür, im Lateinunterricht das Feld für das Thema „Antike Medizin“ mit Celsus im Zentrum eines fächerübergreifenden Vorgehens frei zu machen. – Frau PEGGY WITTICH (Cottbus) leitete einen Arbeitskreis mit dem Thema: „Der neue Schüler im alten Gewand“ und zeigte darin anschaulich, wie antike Mode – von der Stola bis zur Toga – Interesse am Gegenstand und Team-Arbeit kreativ befruchten kann, von der Kalkulation bis zum Zuschnitt und Einsatz der Gewänder. – StD Dr. JOSEF RABL (Berlin) stellte die Palette der Schülerwettbewerbe in den Alten Sprachen vor und untersuchte, wie weit diese Certamina über die Möglichkeiten des Fachunterrichts hinausgehen und Neuland betreten, das für den Unterricht wiederum fruchtbar gemacht werden kann. – Prof. ANDREAS FRITSCH (Berlin) und Akad. Oberrätin ULRIKE WAGNER (Erlangen) richteten wie schon bei früheren Kongressen (zusammen mit vier anderen Kolleginnen und Kollegen) ihre bewährte *Officina Latina* ein, um die *Latinitas viva* diesmal in Form alternativer Unterrichtsmethoden (Spiel, Stadtführung, Lieder) den zahlreichen interessierten Kongressteilnehmern näher zu bringen. – Mit Griechisch befassten sich in mehreren Arbeitskreisen Dipl. Phil. REINHARD BODE (Mechterstädt), Lt. RSD GERHARD KNEISSLER (Arnsberg) und OStR DIETER MOTZKUS (Göttingen) unter den Themen: „Griechisch – Fach für die Zukunft!“ und „Altgriechisch in der griechischen Presse“. – In seinem Vortrag „Antike Philosophie im europäischen Philosophieunterricht“ kam OStD Dr. WERNER BUSCH (Melsdorf bei Kiel) zu dem Schluss, dass es für das zusammenwachsende Europa von entscheidender Bedeutung sein wird, ob es gelingt, in Anknüpfung an antike Denkstrukturen über der

wirtschaftlichen Einigung eine neue verbindende intellektuelle Kultur zu entwickeln.

2.

Der künstlerische Rahmen, in den die intellektuell anspruchsvollen Vorträge zum Kongressmotto „Die klassischen Sprachen als Mitgestalter der Zukunft“ gestellt wurden, war – wie der große Andrang zu diesen Veranstaltungen bestätigte – nicht nur Zutat, sondern bereitete echte Freude.

So machte sich der Schauspieler StD ALFRED PETER WOLF (Dalkingen) in seinem Stück, dessen Kern Auszüge aus der „Apologie“ und dem „Phaidon“ bildete, mit umrahmenden Liedern, Reden, Kurzscenes und Gedichten auf die Suche nach dem Frage-, Fallen- und Klarsteller Sokrates.

Zur Begrüßung der Teilnehmer des Kongresses spielte das Bläser-Ensemble der Alfred-Wegner-Schule Kirchhain unter der Leitung von MARIO CIMIOTTI Bläsersätze von Moritz Landgraf von Hessen (1572-1632). Auch der noble Empfang, zu dem die Hessische Landesregierung in das Foyer des Auditorium Maximum (mit lukullischem Buffet) eingeladen hatte, wurde von diesen vorzüglichen jungen Musikern schmackhaft umrahmt.

Die festliche Eröffnung des Marburger Kongresses leitete das Kammer-Ensemble des Gymnasium Philippinum Marburg ein. Unter der sensiblen Leitung durch BURCHARD SCHÄFER kamen Stücke von Mozart, Britten, Respighi und Brahms zur Aufführung.

Die musikalische Umrahmung des Festaktes anlässlich der Verleihung des Humanismus-Preises an Roman Herzog besorgte das Vokal-Ensemble „Canticum Antiquum“ der Studierenden des Seminars für Klassische Philologie Marburg unter der hervorragenden Leitung von BRIGITTE KREY. Vertonungen lateinischer Lyrik durch Jan Novák (1921-1984) standen auf dem Programm.

Musikalischer Höhepunkt war für viele Kongressteilnehmer ein Abend in der ehrwürdigen Alten Aula der Alten Universität, die durch ihre Architektur und historische Ausmalung einen prächtigen Rahmen bildete. Das Vokal-Ensemble „Arcani Musicali“ unter Leitung

von WOLFGANG SCHULT bot ein Chorkonzert mit lateinischen Motetten auf weltliche Texte von Jacobus Gallus, Jacobus Arcadelt, Petrus Tritonius, Paul Hofhaymer, Cipriano de Rore und Orlando di Lasso – lauter Komponisten des 16. Jahrhunderts. Grundlage dieser Kompositionen sind neben anonymen Texten Gedichte von Horaz, Vergil und Martial. – Ein Augenschmaus und Ohrenfest für musikliebende klassische Philologen!

3.

Trotz der Dichte des Vortragsprogramms gab es für den Kongressteilnehmer eine Reihe von Exkursionsvarianten. Nach einer Stadtführung durch Marburg mit den Höhepunkten der Elisabeth-Kirche und des Landgrafenschlosses konnte das Universitätsmuseum für Bildende Kunst besichtigt werden. Der Direktor des Hauses, Dr. JÜRGEN WITTSTOCK, zeigte in einer anregenden Führung als Schwerpunkt die Kunst des 20. Jahrhunderts mit Werken von Kirchner, Jawlensky, Klee und Corinth.

Die Leiterin des Instituts für Klassische Archäologie, Prof. Dr. HEIDE FRONING, führte in der Antiken- und Abgusssammlung des Archäologischen Seminars unter dem Thema „Griechische Plastik in klassischer Zeit. Bildkunst und schriftliche Überlieferung“.

Drei Exkursionen in das weitere Umland wurden angeboten, deren erste zur Saalburg führte. Fachleute erläuterten dort die dreifache Funktion dieses rekonstruierten Limeskastells: als Freilichtmuseum, Hort für die Ausgrabungen und Forschungsinstitut. In der Umgebung konnten Teile des Limes, aber auch Überreste eines Militärbades und Spuren von Heiligtümern besichtigt werden.

Kongressteilnehmer, welche die Fahrt nach Limburg an der Lahn vorgezogen hatten, erlebten ein Ensemble mittelalterlicher Bebauung, das nahezu unversehrt erhalten geblieben ist in der dankmalgeschützten Altstadt mit den prächtig verzierten Fachwerkhäusern und dem spätromanischen St. Georgs-Dom.

Auch Weitzlar war eine Reise wert! Das historische Stadtbild mit Fachwerk und Barock und die malerische Lage dieser alten Freien

Reichsstadt an der Lahn machten den kurzen Aufenthalt angenehm. Den Nachmittag füllte der Besuch im ehemaligen Prämonstratenserinnenkloster Altenburg, das seine Blütezeit unter der Meisterin Gertrud, der Tochter der Hl. Elisabeth von Thüringen, erlebte. Eine eindrucksvolle frühgotische Kirche mit mittelalterlicher Malerei.

4.

Dank gebührt am Ende des diesjährigen Kongresses zunächst der Universität Marburg, die in großzügiger Weise ihre Räume zur Verfügung gestellt hatte. Ohne dieses Entgegenkommen hätte ein Kongress dieses Ausmaßes nicht stattfinden können.

Ferner ist den Verlagen zu danken, die durch ihre zahlreiche Präsenz und ihr reichhaltiges Literaturangebot an den Ständen vor den Hörsälen den interessierten Kongressteilnehmern vielfältige Anregungen ermöglicht haben.

Ungewöhnliches leistete das Örtliche Organisationskomitee unter der umsichtigen Leitung von RICHARD KRAMER: von der Koordination des Programms über den Empfang der Gäste bis hin zum Saaldienst. Auch dafür danken die zufriedenen Teilnehmer und Gäste.

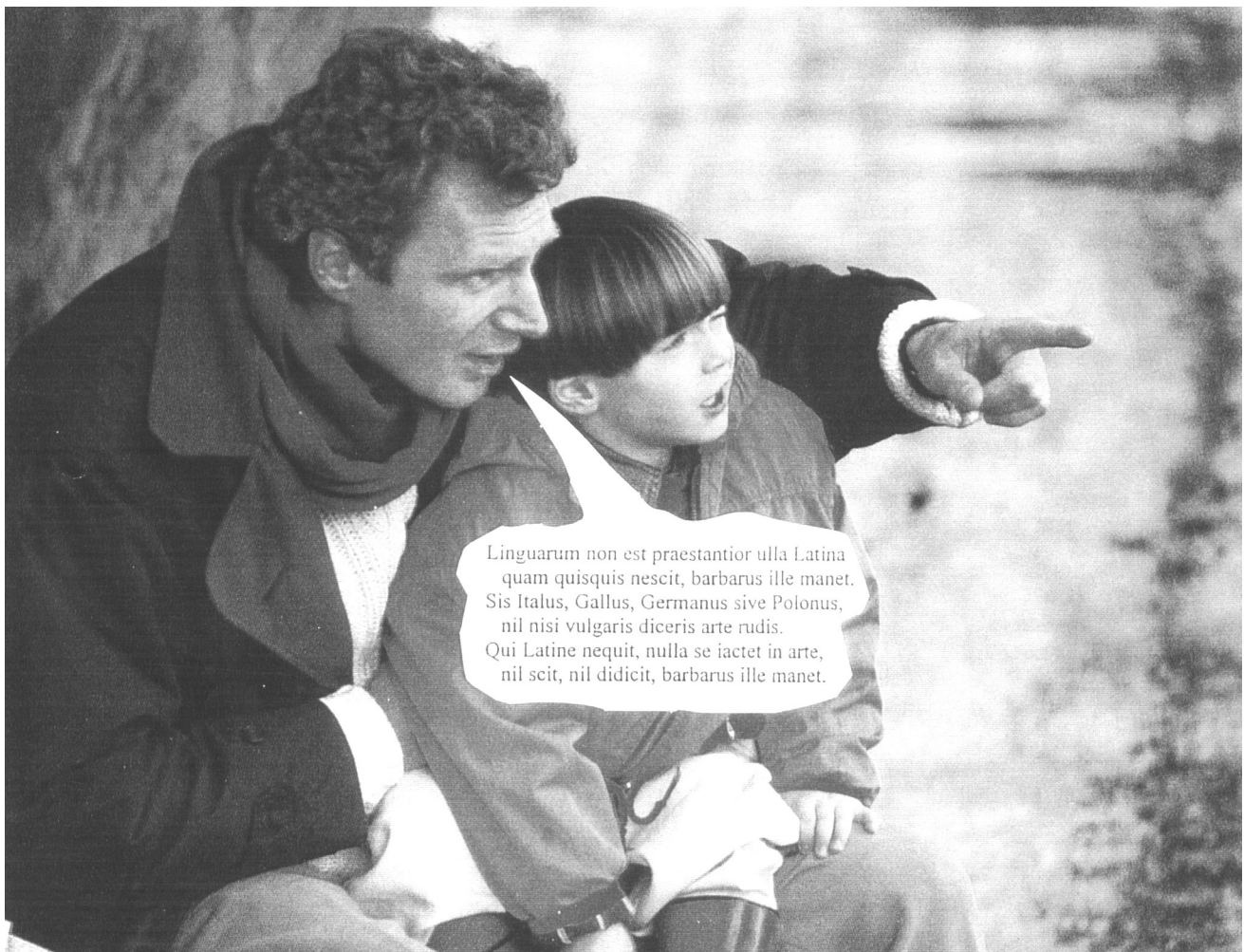
Höchste Anerkennung verdient Prof. Dr. FRIEDRICH MAIER, der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes und *spiritus rector* des Kongresses. Er hat durch die programmatischen Kongresse in den zurückliegenden vier Amtsperioden Signale gesetzt und für die Alten Sprachen Perspektiven eröffnet: Zukunft braucht Herkunft, und eine humane Zukunft wird die schöpferischen Kräfte der Antike nutzen.

Vom Humanismus zur Posthumanität?

Humanismus war ein oft gehörtes Schlüsselwort des Kongresses. Erkannt wird offensichtlich die Notwendigkeit einer Diskussion des Selbstverständnisses sowohl des Menschen wie auch Europas. Diese Forderung klang auch in Marburg immer wieder an (MAIER, TIBI, SCHRÖDER, HERZOG, GREINER, HOSE), wie sie auch die Humanismuskritik PETER SLOTERDIJKS schon im vergangenen Jahr in den Medien hochgespielt hatte. Und die Frage stellt sich, ob dieses Grundproblem im

traditionellen Diskurs argumentativ aufzulösen ist oder nur mit Hilfe von Provokationstechniken, wie sie die Moderne etwa gegenüber der Ästhetik des Idealismus praktiziert. PETER ANZ sieht in der Aufsehen und heftigen Widerspruch erregenden Elmauer Rede des Philosophen PETER SLOTERDIJK vom Sommer 99 für diesen Sachverhalt ein klassisches Beispiel, wie ihr Titel „Regeln für den Menschenpark“ die auf Provokation angelegte Kritik des an sich von der Geschichte des abendländischen Humanismus geprägten Denkers bereits andeutet. Und dann: „Das Etikett Humanismus erinnert – in falscher Harmlosigkeit – an die fortwährende Schlacht um den Menschen, die sich als Ringen zwischen bestialisierenden und zähmenden Tendenzen vollzieht.“ Der Humanismus, erkennt KLAUS PODAK, ist – so SLOTERDIJKS Kritik – als Erzie-

hungsprogramm des abendländischen Menschen missglückt und gescheitert: Buchkultur, philosophische Lehren, Appelle an die Vernunft und das an der Antike orientierte Menschenbild der Humanität konnten die Bestie Mensch nicht zähmen. Angesichts der ungeheuerlichen Möglichkeiten, welche die Gentechnik hinsichtlich der Manipulation, ja der „Züchtung“ des künftigen Menschen für dessen „Umbau“ erwarten und befürchten lassen, erkennt SLOTERDIJK die noch dringlichere Notwendigkeit, die „Entwilderung“ des Menschen verantwortungsvoll wahrzunehmen. Der Beginn der Posthumanität? – EDO REENTS sieht da kein Ungeheuer. Denn: „Auch eine Posthumanität ist eine Humanität, vielleicht sogar eine bessere. Wir müssen nur gewappnet sein, wenn sie kommt, nicht nur technisch, sondern geistig-moralisch.“



*Herkunft mit Zukunft – Alte Sprachen auf neuen Wegen
(Collage. Text von Jacobus Gallus 1550-1591)*

SLOTTERDIJKS Vermutung geht dahin, dass der Mensch in seiner zukünftigen Bestimmung nicht so sehr von der gentechnischen Bearbeitung her zu sehen sei, sondern von den „Modellen kulturell-philosophischer Reflexion“. So kann es am Ende niemanden wundern, wenn SLOTTERDIJKS Ziel die sozial befriedete Gemeinschaft ist, wenn seine Sympathie einer Herrschaft der „Weisen“ gehört, einer Elite von Schriftgelehrten, die Regeln der Befriedung vorgeben. –

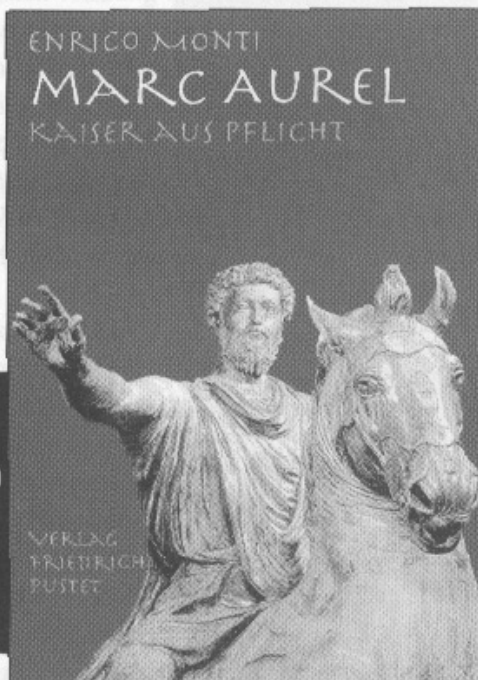
Erinnert diese Art von Posthumanität nicht an Platon, an Politeia und Politikos? Erinnert SLOTTERDIJKS Ausgangsüberlegung von dem gefährlichen, gefährdeten Wesen Mensch mit seinen gewaltigen Möglichkeiten in seinem Allmachtswahn nicht an das Chorlied der sophokleischen Antigone? Greift SLOTTERDIJK nicht auch seinen zynischen Kyniker Diogenes als Urbild des antibürgerlichen Unzivilisierten und Vertreters des eigentlichen Lebens aus der Geisteswelt der Antike.

Der Schluss liegt nahe, dass der Mensch wie auch die Diskussion über den Menschen nicht nur in der an Problemen und Katastrophen reichen Gegenwart, sondern auch in seiner genmanipulierten Zukunft in den Denkmodellen und Orientierungskonzepten der Antike Leitsysteme vorfinden, die zwar für niemanden verbindlich sein mögen, die aber durchaus nützlich und wertvoll sein können. Vielleicht liegt ein Fehler der Gegenwart darin, dass sie zu wenig bekannt sind, und die Chance der Zukunft darin, dass ihre Verbreitung in der Gesellschaft zunimmt.

Die moderne Werbeindustrie nutzt, verwässert und missbraucht das kreative Potenzial der Antike zur Steigerung des Produktabsatzes schamlos, aber mit hohen Gewinnraten. Die unverdünnte Antike, nicht in der Kopie, sondern im Original, wirft noch viel mehr ab, nicht in den Bilanzen der Börsen, aber als Mitgestalterin einer humanen Zukunft. *Ergo ad fontes!*

ALFRED SELMAIER, München

„...Dieses Buch wird allen an Kultur und Geschichte interessierten Lesern wärmstens empfohlen“ ...so Noi Publicisti,



Neu
2000

Rom zur Originalausgabe. Jetzt liegt die in Italien so erfolgreiche Biografie Marc Aurels auch in deutscher Übersetzung vor. Erich Monti zeichnet die Biografie eines außergewöhnlichen Menschen, der Kaiser nur aus Pflicht, Kriegsheld wider Willen, Philosoph aus Leidenschaft doch als der beste römische Kaiser gilt und als Autor der „Selbstbetrachtungen“ zeitlos gültige ethische Maßstäbe setzte.

Enrico Monti
Marc Aurel
Kaiser aus Pflicht
Aus dem Ital. von H. Böcker
207 Seiten, 11 Abb., Leinen
DM 39,80 / sFr 37.50 / öS 291,-
ISBN 3-7917-1686-7

Verlag Friedrich Pustet — D-93008 Regensburg
www.pustetverlag.de / email:pustetverlag@donau.de



Prometheisches Feuer – epimetheische Hoffnung?

Die Herausforderung der geisteswissenschaftlichen Fächer
Zur Eröffnung des Bundeskongresses 2000 in Marburg

Prometheus gilt seit Urzeiten als Prototyp des fortschrittlichen Menschen. Dieser Symbolfigur Europas widmet die Literatur an der Jahrtausendgrenze ein auffallend starkes und neues Interesse. In ihr symbolisierte sich, so heißt es, die menschliche Leistungskraft, zu allererst auf dem technisch-naturwissenschaftlichen Felde. Prometheus hat den Göttern, wie der griechische Mythos erzählt, das Feuer gestohlen und es dem Menschen gegeben und mit dem Feuer alle τέχναι, alle Kunstfertigkeiten, die ihn in stand setzten, das Dasein durch immer neue Entdeckungen und Erfindungen auf eine höhere Qualitätsstufe zu bringen. Der Rebell wider den Himmel also Ursprung und Förderer von Kultur und Zivilisation auf Erden.

Prometheus steht für das Schöpferische, auch dafür, dass sich der *homo creator* in Konkurrenz zur göttlichen Schöpfungstat gesetzt und sein Schicksal in die eigene Hand genommen hat. In

der Tat: Was jene Emanzipation des Menschen aus der Bevormundung durch die Götter die antik-griechischen Denker erfinden und erschaffen ließ, das brachte den Prozess des Fortschritts in Gang, der bis heute und über das Heute hinaus fort dauert. Mit welchen Folgen und Forderungen?

Der Titanensohn hat für seine menschenfreundliche Tat, wie wir wissen, fürchterlich büßen müssen. Zeus ließ ihn an die Felsen des Kaukasus ketten, wo ihm Tag für Tag ein Geier die stets nachwachsende Leber aus dem Leibe riss. Der Mensch hat von seiner Schuld und Sühne profitiert und ist, da er sich alsbald selbst göttergleich wähnte, von Schuld nicht frei geblieben. Mit dem Feuer haben die Menschen das Eisen geschmiedet für Schiffe, für Pflugscharen, aber auch für die Waffen des Krieges. Ihr Schöpfungsdrang ließ sie mit Hilfe der ihnen anvertrauten „Künste“ die Welt verändern, vor allem seit jener Epoche, in der sich



„Prometheus“ – in einem Feuersturm vorwärts in die Zukunft drängend
Gemälde von Barbara Saatz 1997

Aus der Ausstellung: Vorausdenken – Nachdenken (Prometheus – Epimetheus)

die einstmals erdachten Konzepte in die Praxis umsetzten, nämlich zu Beginn der Neuzeit. Der Mensch machte sich die Erde, auch gestützt auf den Herrschaftsauftrag der Bibel (Gen. I 26-31a), nach und nach untertan. Als Kopernikus „die Kugel aus dem Zentrum des Universums rollen ließ“, verlor sie den Nimbus der Heiligkeit und wurde total dem forschenden Trieb des Menschen freigegeben. Am Himmel, den die Gelehrten damals mit neukonstruierten Fernrohren durchforschten, leuchtete die Morgenröte des naturwissenschaftlichen und technischen Zeitalters. Die Forschungserfolge kamen Schlag auf Schlag; man feierte sie als Wunder. Der Franzose CONDORCET verfasste 1793, wie man gesagt hat, „die uneingeschränkteste Apotheose des Fortschritts und des Optimismus, die jemals geschrieben wurde“. Was die Schöpfungskraft des Menschen, angeregt von antiken Lehren oder auch in Widerspruch zu ihnen, an Neuem entdeckte und schuf, war ja in der Tat bestaunenswert, gewaltig, ungeheuer und dem Menschen nützlich auf allen Gebieten.

Das prometheische Feuer brannte und brennt unaufhörlich und lichterloh, und erst am Ende des zweiten Millenniums ist man sich auch seiner bedrohlichen Wirkung voll bewusst geworden. Das Menetekel eines Weltbrandes, so steht geschrieben, erscheint an der sich verdüsternden Wand des Fortschritts. Für HORST SIEBERT – in seinem Buch „Von Prometheus zu Sisyphus“ (1992) – ist deshalb Prometheus heute der Prototyp des Menschen, der die Welt hybrishaft entzaubert, seinem Willen unterwirft und in seinem grenzenlosen Erfindungstrieb das eigene Menschengeschlecht auslöscht, so dass es keine Zukunft gibt. Einstiger Optimismus ist, glaubt man diesem Interpreten der Prometheus-Rolle, in Pessimismus umgeschlagen.

Soll man, darf man ihn teilen? Fest steht, dass wir der technisch-naturwissenschaftlichen Arbeit auf jeden Fall bedürfen, wenn die Lebensgrundlagen der Menschheit gesichert werden sollen. Die menschliche Schöpfungskraft bleibt hier gefordert. Deshalb wird an allen Fronten geforscht und erfunden, unaufhörlich und mit zunehmender Rasanzenz. Die technologische Entwicklung ist im Gange, sie ist irreversibel. Der Forschungsdrang hat eine durch nichts zu bremsende Eigendynamik bekommen. Nichts lässt sich mehr verlangsamen

oder gar stoppen. „Es gibt kein Moratorium des Denkens“, bekannte schon 1960 ein Naturwissenschaftler für sein Gebiet der Chemie. Innovation ist das Gesetz der Notwendigkeit.

FRANCIS BACON hat am Beginn des neuen Zeitalters mit seiner Maxime „Wissen ist Macht“ (*scientia est potentia*) das durch Forschung gewonnene Wissen über die Natur zur Grundlage des wirtschaftlichen Erfolgs und letztlich auch zur Grundlage der Herrschaft über andere gemacht. Das *imperium in naturam* korreliert mit dem *imperium in homines*. Der Schöpfungsdrang ist seitdem unter den Oktroi der Wirtschaft geraten. Die Ökonomie gibt der Forschung das Tempo vor. „Wir müssen nicht besser, sondern schneller sein als die anderen!“ So die Vorgabe eines heutigen Wirtschaftsmanagers. Die kreativen Kräfte stehen unter Dauerdruck – mit der Folge von Hektik, Hemmungslosigkeit und Suchtsyndromen, unter deren Wirkung jeder einzelne geraten kann.

Die informationstechnischen Mittel, deren Vernetzungssysteme letztlich vom Anspruch der beschleunigten Leistung bestimmt sind, schütten pausenlos Fluten von neugewonnenem Wissen aus, in dem gerade junge Menschen nachweislich zu ertrinken drohen (die Experten sprechen von „*information overflow*“), oder sie stimulieren ohne Ende den Trieb, sich das jeweils Neueste durch Kauf zuzueignen, weil das Heutige morgen schon wieder von gestern ist. Die Apparaturen, ob Automat, Roboter oder Computer, des Prometheus größter Stolz, werden immer funktionstüchtiger und leistungsschneller, so dass sie den Menschen übertreffen und ihn in vielem überflüssig machen. Der Mensch wird zunehmend in die Freizeit entlassen. Nur noch 40% der Bevölkerung Deutschlands z. B. sind „Erwerbspersonenpotential“. Die sich mehrende Freizeitmasse sinnvoll zu bewältigen, stellt nach Ansicht der Psychologen eines der größten Existenzprobleme der Zukunft dar. VICTOR FRANKL, der große Psychologe des vergangenen Jahrhunderts, spricht in seiner Studie „Der junge Mensch auf der Suche nach Sinn“ (1979) von einem „abgründigen Sinnlosigkeitsgefühl“, das den Menschen, wenn er keine Aufgaben hat, erfassen und vernichten kann. Das „existentielle Vakuum“, wie FRANKL diesen Zustand nennt, erklärt er so:

„Im Gegensatz zum Tier sagen dem Menschen heute keine Instinkte und Triebe, was er muss. Im Gegensatz zum Menschen in früheren Zeiten sagen ihm heute keine Traditionen und durch Traditionen tradierte Werte mehr, was er soll. Weder wissend, was er muss noch was er soll, weiß er anscheinend überhaupt nicht mehr, was er eigentlich will.“

Die Forschung kennt weder Grenzen noch Rücksichten, im Großen wie im Kleinen, nicht bei der Eroberung des Weltraums, nicht beim Eingriff in die Zeugung des Menschen. Man hat gefragt, ob sie überhaupt noch unter dem prometheischen Urmotiv der Menschenliebe steht. Oder hat sie sich bereits aus dem Dienst für den Menschen entlassen?

Solche Fragen zeigen wachsende Skepsis an. Ist es dem mit Klugheit ausgestatteten Menschen gleichsam schicksalhaft aufgegeben, end- und nahezu besinnungslos forschend, blind für die Folgen des Tuns in die Zukunft zu stürmen – trotz aller Evidenz der Risiken. Die Erde droht ja – wer wüsste es nicht? – immer mehr aus dem ökologischen Gleichgewicht zu geraten, so dass, wie eine 14jährige Schülerin befürchtet, irgendwann in der Zukunft „nur noch die Hochhäuser grün“ seien. Der Mensch läuft zudem Gefahr, seine Individualität zu verlieren. Stichwort „Kunst“ des Klonens. Prometheus bei Goethe: „Hier sitze ich, forme Menschen nach meinem Bilde ...“. Der autonome Mensch reproduziert sich selbst.



„Gefesselter Prometheus“ Gerhard Marcks 1948

Macht dies alles den tiefer und weiter denkenden Betrachter des Forschungsszenarios – bei allem Staunen über die phantastischen Leistungen der Wissenschaft – nicht doch eher pessimistisch? Ist Prometheus heute also doch die Symbolfigur für den sich und seine Welt vernichtenden *homo faber*? Hängt am Ende der Mensch selbst am kaukasischen Fels, sühnend für seine die Götter und sich selbst vergessende Hybris?

Der Gehirnforscher und Nobelpreisträger GERALD M. EDELMAN hat in seinem Buch „Göttliche Luft, vernichtendes Feuer“ 1992 dem Menschen als dem einzigen Wesen mit einem höheren Bewusstsein neben der klugen Verstandeskraft u. a. auch die Fähigkeit zur Moralität, zur Besinnung auf den Zusammenhang von Ursache und Wirkung zuerkannt. Der Mensch kann kraft „seines Geistes in seinem Tun auch innehalten, nachdenken darüber, ob das, was er macht, überhaupt noch Sinn macht“, er kann auf Distanz zu sich selbst und seinen Produkten gehen, darüber ein kritisches Urteil fällen.

Bereits zu jener Zeit, als das prometheische Feuer der schöpferischen Kraft des Menschen, seinen τέχνη, zur Entfaltung verhalf, hat man diese Besinnung, dieses Nachdenken über Sinn, Maß und Recht eingefordert. Es war der griechische Tragiker SOPHOKLES, der in seinem berühmten, heute vielzitierten Chorlied der Antigone den „gewaltigen, ungeheuren, wundersamen Menschen“ mit „der klugen Geschicklichkeit seiner τέχνη, seiner Kunst“ (τὸ μαχανόεν τέχνης) „bald den guten, bald den bösen Weg gehen“ sieht; und das Kriterium für dieses moralische Urteil nimmt er vom Wohlergehen der Polis, der politischen Gemeinschaft, und der Menschen, die darin vereinigt sind. Mit dem Bewusstsein, diese ambivalente Schöpferkraft zu besitzen, „lastet“, so hat es kürzlich eine Interpretin dieser Textstelle formuliert, „auf dem Menschen eine ungeheure Verantwortung. Er gerät materiell und moralisch in eine offene Situation, deren Ausgang er selbst bestimmt.“ (GUDRUN VÖGLER) Schon von Anfang an hat sich also neben oder gegen Prometheus ein anderes Prinzip behauptet, das der moralischen Rechtfertigung, des λόγον διδόναι, dem Sokrates bekanntlich Weltgeltung verschafft hat. Dieser Philosoph hat ja das sich schon damals verabsolutierende

Forschen an der Natur rigoros zur Frage nach dem Menschen zurückgeholt und die „Liebe zu Weisheit und Wissen“, die Philosophie – nach Ciceros Formulierung – vom Himmel herabgerufen und in den Herzen und Häusern der Menschen angesiedelt. Der menschliche Forschungs- und Schaffensdrang erhielt durch ihn eine humanistische Verankerung.

Wer ist heute die Instanz, die sich in ähnlicher Weise zum Widerpart von Naturwissenschaft, Technologie und Wirtschaft berufen fühlt? „Die Ökonomie braucht Innovation, der Geist Reflexion.“ So erfasst ULRICH GREINER in einem ZEIT-Artikel pointiert die heute vorherrschende Dialektik. „Der Prozess der Veränderungen, die sich unter dem Diktat der Zeit ergeben, wird „über das erträgliche Maß angeheizt durch die Verwertungsinteressen der modernen Ökonomie. Ihr Gesetz heißt beschleunigen. Verlangsamung wäre ihr Tod. Ihre Zauberworte heißen Mobilität, Flexibilität, Innovation. Fragen des Glücks oder des richtigen Lebens darf sie nicht stellen. Der Preis, den sie unentwegt auf unsere Kosten entrichtet, ist die Vernichtung von Erinnerung, Gedächtnis, Tradition.“ Greiner gibt deutlich die Richtung an, in der wir die oben gesuchte Instanz finden sollten.

Der Raum, der Besinnung, Nachdenken, Reflexion ermöglicht, ist die unveränderbare Vergangenheit, unsere Geschichte, die Tradition. Nur von daher findet der Geist jene sokratische Freiheit zur Rechenschaftsablage, die von den Naturwissenschaftlern, Technologen und Ökonomen zu fordern ist. Keine Wissenschaft findet ja in sich selbst die sie begrenzenden Normen der Verantwortung. Erst, so DANIEL BELL (Zukunft der westlichen Welt. Kultur und Technologie im Widerstreit 1979), „der Rückgriff auf Urfragen, die sich den Menschen zu allen Zeiten und allen Orten stellen, die sich aus der Endlichkeit menschlichen Daseins herleiten sowie aus den Spannungen, die hervorgerufen werden durch das Bestreben, ständig über etwas hinauszugelangen“, konzentriert jeden auf den Sinn des Lebens und auch auf den Sinn dessen, was für dieses Leben durch die kreativen Akte geschaffen wird.

Mit Recht sieht man heute – z. B. W. SAUERLÄNDER – quasi als Kontrapunkt zur Reizüberflutung des Auges „in den Museen notwendige Orte der

visuellen Stille und Nachdenklichkeit“. Diese Forderung ist zu verallgemeinern. Wir brauchen allem Zeitdruck ferne Räume der geistigen Ruhe, wo Urteilskraft, Selektionsvermögen, die Fähigkeit zur Distanz und Bewertung wachsen, wo man sich in die „Freiheit zur Muße“ (KARL REUMANN, F.A.Z.) einzuleben lernt. Immer mehr Fachleute erkennen diese Räume in den Traditionen. Sie können zur produktiven Herausforderung werden, dazu, dass man sich bewusst, reflektierend in Beziehung zu Erfahrungen der Vergangenheit setzt und so zu eigenen Erkenntnissen, vielleicht auch zu neuen, sehr persönlichen Kreationen kommt. Auf solche Weise hat sich erwiesenermaßen seit der Antike die westliche Kultur konstituiert, die sich als Summe all jener produktiven Leistungen versteht, die in Literatur, Malerei, Musik, Architektur, Staatskunst u. a. m. entstanden sind. Solche Kreativität, die sich an den Inhalten unserer kollektiven Erinnerung entfaltet und in allen ihren Prozessen und Ergebnissen die Sinn- und Wertfrage zugrunde legt, ist zur naturwissenschaftlich-technischen Kreativität komplementär. Ob sie auch ihr Korrektiv sein kann, wird zur entscheidenden Frage.

Kreativität ist nicht nur eine geforderte Berufsqualifikation. Längst hat man in ihr auch die notwendige Lebensqualifikation schlechthin erkannt. Wenn sich die Menschen nicht total in millionenfachem Gleichschritt unter die Dominanz der mediatisierten Informations-„Kultur“ stellen wollen – der Wiener Philosoph KONRAD PAUL LIESSMAN sieht darin „die Selbstversklavung des modernen Menschen“ –, bleibt ihnen infolge der ständig abnehmenden Arbeitszeit als fast letzte Möglichkeit, ihre Identität zu bewahren, nur die eigene Kreativität. In ihr sieht der Psychologe PAUL MATTUSEK „quasi einen psychodynamischen Schutz gegen alle mediale Fremdbestimmung“. Noch mehr: Kreativität erfüllt eine humane Bedingung. Sie dient nicht nur, so von HANS E. HENGSTENBERG in seiner Untersuchung „HOMO CREATOR“ festgestellt, der Selbstverwirklichung des Menschen, sie ist auch die Garantie dafür, dass sich der Mensch seines Wertes bewusst bleibt. Denn da, wie uns die Kreativitätsforschung (vor allem J. A. CROPLEY) lehrt, „der Mensch einen großen Teil seiner physischen Arbeitskraft und einen Teil schematisierbarer logischer Denk- und Handlungsabläufe an Maschinen

abgegeben hat, ist ihm seine Kreativität als letzte Ressource geblieben.“ Da Kreativität einem rein programmartig verlaufenden Denkverhalten entgegengesetzt sei, das auch Maschinen nachvollziehen könnten, trage sie zur Besonderheit, letztlich zur Individuation und Würde des Menschen bei.

Der Rückbezug auf die Geschichte, auf die Traditionen am Anfang unserer Kultur, auf all das, was in schöpferischer Auseinandersetzung damit im Laufe der Jahrtausende entstanden ist, stellt das nötige Gegengewicht zum prometheischen Drang in die Zukunft dar. Auch hier erfahren wir von Wundern der menschlichen Schöpfungskraft. Es sind dies auch und vor allem die überkommenen Worte und Texte. VÁCLAV HAVEL nennt diese „Wunder“ zutreffend „die Schlüssel zur Geschichte und zur Geschichte unserer Gesellschaft“. Darin treten uns die komplementären Denk- und Verhaltensmuster entgegen, aus denen sich womöglich die geforderten „Strategien der Verlangsamung und Besinnung“ (ULRICH GREINER) ergeben, die vielleicht auch das „existentielle Vakuum“ füllen, an dem nach VIKTOR FRANKL, wie wir hörten, gerade junge Menschen heute – unter dem Druck des Fortschritts – leiden, die endlich den Menschen zu der Einsicht führen, „dass es unter Umständen notwendig ist, Prometheus auf Halbration zu setzen“, wie es der amerikanische Naturwissenschaftler ERWIN CHARGRAFF in seinem 1989 erschienenen Buch „Das Feuer des Heraklit“ zutreffend formuliert.

An wen richtet sich diese große Herausforderung? Zweifellos sind es die Geisteswissenschaften als Verwalter des Traditionserbes, die das dringend nötige Gegengewicht schaffen müssen. Gibt es für deren anders gerichtete Orientierung der menschlichen Schöpferkraft nicht auch eine mythische Figur, die sie symbolhaft repräsentiert? Vielleicht ist es *E p i m e t h e u s*, der Bruder des Prometheus. Der „Nachsinnende“, „Zurückdenkende“, „Bedacht-same“. Die Ruhr-Universität von Bochum z. B. hat sinnigerweise seit ihrem Bestehen Prometheus und Epimetheus in ihrem Siegel, das auch groß an der Decke des Sitzungssaales prangt. In der Begründung dafür heißt es: „Das Brüderpaar aus dem antiken Mythos als Symbolfigur für eine moderne Universität zu wählen, bedeutet, die alten Strebensziele für die neuen Wissenschaften zu übernehmen. Prometheus,

der Vorausdenkende, steht für die entdeckenden Natur- und Ingenieurwissenschaften, Epimetheus, der Nachdenkliche, für die textauslegenden Geisteswissenschaften. Die moderne Wissenschaft trachtet danach, das Prometheische mit dem Epimetheischen zu verbinden.“

Könnten nicht, so fragen wir, Prometheus als „der listige Tatmensch“ und Epimetheus als „der nachdenkliche Zauderer“ auch außerhalb der Mauern der Universität das Symbol-Duo für den modernen Menschen sein? Eine Frage, die durchaus nicht abwegig ist. Zwar steht heute ein massiver Protest des Bochumer Gelehrten KLAUS F. RÖHL gegen diese moderne Rolle des Epimetheus, weil in dieser mythischen Figur sich „der Geisteswissenschaftler als Antityp des Tüchtigen“ oute. Der Mythos zeige ja, dass Epimetheus gegenüber seinem „listenreichen“, „beweglichen“, „verschlagenen“, „krummgesinn-ten“, „ränkevollen“ Bruder sich als der „Fehlbare“, „Unüberlegte“, „Kurzsichtige“, „erst im Nachhinein Denkende“ erweise; dem „klugen Planer“ und „stolzen Widersacher eines tyrannischen Zeus“ stehe der „tumbe Tor“ und „Bruder Nachbedacht“ gegenüber. Warum diese abträgliche Qualifikation des Epimetheus im antiken Mythos?

Als Zeus wegen des Feuerdiebstahls, so berichtet die Sage, Rache auch an den Menschen nehmen wollte, schickte er das schöne und betörende Weib Pandora zu Epimetheus und mit ihr eine Büchse voller Übel. Der Beschenkte öffnete diese trotz der Warnungen seines „klugen“ Bruders, so dass alles Unheil über die Menschheit kam. Nur die Hoffnung blieb in dem wieder verschlossenen Gefäß. Ein Epimetheus mit diesem mythischen Image passe, so RÖHL, nicht zur Dignität des Geisteswissenschaftlers, denn jede Adaption des Mythos müsse prinzipiell mit der griechischen Mythologie vereinbar sein. Ist sie dies aber im Falle des Prometheus-Bruders wirklich nicht? Ist nicht gerade hier die antike Rezeptionsvorgabe offen für eine moderne passende Interpretation der Mythosgestalt? Haben sich nicht die Geisteswissenschaftler durch ihren Rückzug hinter die Mauern der Universität, allein ihren Spezialgebieten verpflichtet, Jahrhunderte lang nicht nur als „nachdenkliche Zauderer“, sondern auch, weil sie im Nachhinein, d. h. zu spät denken, und un-vor-sichtig gegenüber den Ereignissen außerhalb ihrer Fachgebiete und

jenseits der akademischen Mauern sind, ihre gesellschaftliche Verpflichtung vernachlässigt? Bezeichnenderweise geben heute beim Thema „Bildung für die Zukunft“ Naturwissenschaftler in der Öffentlichkeit den Ton an. Wer von den Geisteswissenschaftlern geht wie einst Sokrates auf den Marktplatz, um mit den Menschen, vor allem den jungen, über den Sinn des Lebens und die dieses tragenden Werte zu diskutieren? Oder auch über die Grenzen der Naturforschung und über eine sinnvolle Anwendung ihrer Ergebnisse?

In demselben Maße, wie der prometheische Typ in seinem unentwegten Forschungs- und Neuerungsdrang zugleich mit der Beseitigung vieler Übel – dem ursprünglichen Motiv der Menschenliebe zuwider – ungeheure „Katastrophengefahren“, wie HANS JONAS sagt, über die Menschheit gebracht hat, hätte der epimetheische Typ als der „Bedachtsame“, „der aus der Geschichte Lernfähige“ (μηθ ist etymologisch mit μανθάνειν zu verbinden) in gemeinsamen Aktionen – etwa durch Intervention gegen den Trend – gesellschaftliche Verantwortung übernehmen müssen. Ist nicht mit dem dritten Jahrtausend die Entwicklung der menschlichen Schöpfungskraft an einen Punkt gekommen, wo kein Wissenschaftler mehr seinen Forschungsauftrag ausschließlich als intellektuelles Spiel mit der Tradition verstehen darf – mit dem Rücken zur Gegenwart? Der Satz ist doch nach wie vor unwiderlegt: Zukunft braucht Herkunft. Wer anders kann und soll der Herkunft zur benötigten Wirkung verhelfen außer der Historiker, der Archäologe, der Philologe, der Literaturwissenschaftler, der Kunstgelehrte, der Philosoph?

Wie Epimetheus im Mythos, so ist der Geisteswissenschaftler in der modernen Gesellschaft eher eine Schrumpffigur. Nicht von ungefähr spricht man von der „Krise der Geisteswissenschaften“. RÖHL meint, Prometheus sei der „Riese“, Epimetheus „der Däumling“, weshalb er eben zur Symbolisierung nicht taue. Natürlich hat der Kritiker Recht. Die Riesen-Schlagzeilen der Presse sind heute unentwegt: „Neue Technologien“, „Börsengewinne oder -verluste“, „Globalisierung von Wirtschaft und Wissenschaft“, alles Kinder des Prometheus, über „Lebenssinn“, „Moral“, „Verantwortung“, „Humanität“, die ihren Vater heute nicht in dem „klugen und ränkevollen Planer“ erkennen, liest man

allenfalls im Kleingedruckten. Unsere Folgerung daraus ist jedoch anders als die von KLAUS F. RÖHL. Wir meinen: Weil das so ist, muss Epimetheus wachsen und an Wirkung gewinnen, und ebenso der Geisteswissenschaftler, damit er der ihm heute zufallenden Rolle (eines Trend-Gegners) genügen kann – innerhalb und außerhalb der Universität, auch in den Schulen, besonders an den Gymnasien.

Im Namen „Epimetheus“ steckt ja, wie wir sahen, das etymologische Potential für diese neue Funktion, durch Besinnung auf die Vergangenheit und durch den kreativen Umgang mit der Tradition Geist und Seele zu öffnen für Sinn, Maß, Verantwortung und Menschlichkeit, wie sie heute gefordert sind. Deshalb passt Epimetheus sehr wohl zum Prototypen für den Geisteswissenschaftler, es bedarf

nur des Mutes, ihm diese modern interpretierte Rolle zuzubilligen, damit er als Symbol verpflichtende Kraft entfalten kann.

AUGUSTE RODINS „Denker“ ist gewiss hervorragend geeignet, diesem Epimetheus seine rollengerechte, aktuelle Gestalt zu geben; er sitzt auf dem aus DANTES „Inferno“ entwickelten „Höllentor“ und sinnt über das tragische Geschick der Menschheit nach. „Ich bin die Brücke zwischen zwei Flüssen, zwischen Vergangenheit und Gegenwart.“ Mit solch tiefgründiger Deutung hat der Künstler selbst sein Geschöpf für die den Geisteswissenschaften zugewiesenen Rolle symbolisiert.

Es liegt auf der Hand: Epimetheus steht für Tradition, Prometheus für Innovation. Zukunftsbewältigung bedarf ohne Zweifel der List und Findigkeit,



Auguste Rodins „Denker“ als Erscheinungsbild für die neu interpretierte Rolle des Epimetheus

aber sie gelingt nicht ohne Besinnlichkeit und Liebe. Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften sind gleichermaßen gefordert, nicht in polemischer Frontstellung zueinander, sondern in versöhnlich ausgleichender Konfrontation – eben als Bruderpaar.

Werden die Geisteswissenschaften eine solche Herausforderung annehmen? Wird unter ihnen die Klassische Philologie, die ja einen Gutteil der Text-Tradition, nämlich ihre Ursprünge, verwaltet, diese fundamentale Aufgabe erkennen? Werden die Klassischen Sprachen Latein und Griechisch in diesem neu ausgesteckten Rahmen dann Mitgestalter der Zukunft sein können? Anzeichen für ein „Ja“ als Antworten auf solche Fragen gibt es nicht wenige. Epimetheus ließ, wie wir hörten, in der Büchse der Pandora die Hoffnung eingesperrt – eine beachtliche Vision des griechischen Mythos: Die Hoffnung ist in der Verfügungsgewalt nicht des Prometheus, sondern in der des Epimetheus. Auf ihn kommt es also entscheidend an.

„Die Hoffnung ist eine wesentliche Bedingung des Menschseins. Sobald der Mensch alle Hoffnung aufgegeben hat, ist er durch das Tor der Hölle gegangen – ob er's nun weiß oder nicht – und hat seine eigene Menschlichkeit hinter sich gelassen.“

So ERICH FROMM in seinem Buch „Die Revolution der Hoffnung“ (1974) – eine Erkenntnis, die HORST SIEBERT entgegengestellt sei, der – wir haben es anfangs erwähnt – die Rolle des Prometheus heute so extrem pessimistisch deutet. Steht nicht gegen das prometheische Feuer die epimetheische Hoffnung? Wir wollen diese Hoffnung haben! Freilich geht es nicht ohne unser kreatives Zutun. Wir müssten Epimetheus helfen, die Hoffnung zu erhalten und ihr eine stärkere Wirkung zu geben. Ich glaube, wir können es – im Zusammenwirken mit den anderen geisteswissenschaftlichen Fächern. Wir haben im wahren Sinne des Wortes das „Zeug“ dazu.

FRIEDRICH MAIER

Laudatio von Richard Schröder für Prof. Dr. Roman Herzog

anlässlich der Verleihung des Humanismus-Preises am 1. Mai 2000 in Marburg

Roman Herzog zu loben fällt mir nicht schwer, denn da fällt mir viel ein. Mein Lob soll aber diesmal eine besondere Pointe haben. Es soll begründen, dass Roman Herzog ein würdiger Empfänger des Humanismuspreises des Deutschen Altphilologenverbandes ist. Und bei dem Wort Humanismus fällt mir allzu viel allzu Verwirrendes ein. Das muss ich vor Ihren Ohren etwas sortieren.

Was ist Humanismus, was ist ein Humanist, was heißt humanistisch? Wir alle wissen, was ein humanistisches Gymnasium ist, aber warum heißt es humanistisch?

Die -ismen machen seit dem 16. Jahrhundert Karriere, und zwar als Sektennamen, d. h. als denunzierende Fremdbezeichnungen für Schulen und Positionen, die vom allgemein anerkannten Konsens abweichen. Auch das Wort Humanismus begegnet zuerst als Sektename. Sektierer sind Ausblender. Ich muss da immer an FRIEDRIKE KEMPNER denken, die ein sehr langes Gedicht geschrieben hat, in dem kein einziges

Mal der Laut „R“ vorkommt. Wenn sich der Ehrgeiz auf so etwas kapriziert, wird der Inhalt belanglos oder abstrus.

Roman Herzog ein Sektierer? Absurd. Er steht mit beiden Beinen bayrisch-stämmig auf dem Erdboden und ist gänzlich immun gegen alles Sektiererische.

Im 19. Jahrhundert werden die -ismen zu Selbstbezeichnungen. In den vierziger Jahren nehmen die Linkshegelianer, darunter auch Karl Marx, den Ausdruck Humanismus als Selbstbezeichnung auf. Die Pointe ist jedesmal: um den Menschen soll es gehen und nicht um Gott. Auch diese Art von Humanismus, der pointiert atheistische nämlich, passt zu Roman Herzog nicht. Der evangelische Christ weiß, dass nach christlichem Verständnis die Anerkennung Gottes nicht etwa auf Kosten des Menschseins geht, sondern Menschen davon befreit, heillos um sich selbst zu kreisen.

Nach 1933 ist das Wort Humanismus in die politische Sprache der Gegner des Natio-

nalsozialismus eingegangen, als politisches Losungswort gegen die prinzipielle Inhumanität der Nazis, und dies ganz zu recht. Aber wie so oft bei politischen Losungsworten, das Wort Humanismus sprach hier pointiert gegen etwas, aber nur diffus für etwas. Von da aus ist das Wort dann auch in die politische Sprache der Kommunisten gelangt. Und da bin ich ein gebranntes Kind. Nach kommunistischer Lesart war ein Humanist jemand, der trotz falscher Ideologie menschenfreundliche Züge zeigte, wie etwa ALBERT SCHWEIZER, menschenfreundlich, ansonsten aber nicht ernst zu nehmen. Humanist hieß zugleich: zahnlos. LENIN nannte solche Leute unverblümt nützliche Idioten. Wer aber das zutiefst humanistische (gemeint war: humane) Wesen des Sozialismus in Zweifel zog, war eben dadurch als Menschenfeind entlarvt. „Klarheit und Wahrheit auf allen Seiten!, und dann lasst uns streiten“, sagt Roman Herzog. Mit so einem Wischiwaschi-Humanismusbegriff dürfen wir ihm nicht kommen und können wir ihn demnach auch nicht ehren.



Wenn der Deutsche Altphilologenverband einen Humanismuspreis vergibt, hat er allerdings auch etwas anderes im Auge als jene beiden problematischen Humanismusbegriffe. Das Gemeinte ist allerdings erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts (1885) unter den Begriff Humanismus (als „Neuhumanismus“) geraten. Dabei hat der 1858 geprägte Epochenbegriff Humanismus für jene Gelehrtenkultur des 15. und 16. Jahrhunderts eine vermittelnde Rolle gespielt. Zuvor wurde das, worum es hier geht, *humaniora* oder *humanitatis studia* genannt. Ich zitiere aus Zedlers Universallexikon, 13. Band, 1735: so „werden die freyen Künste geheissen, welche uns zu Erlernung höherer Facultäten geschickt machen. Man versteht aber gemeinlich unter diesen Humanioribus die Philosophie, Historie, Antiquitäten, Poesie, Oratorie, Grammatic und Sprachen, gleich als ob sie den Menschen von denen übrigen Thieren unterscheiden“, mit Berufung auf CICERO, GELLIUS, NONIUS. Und in der Tat war dies auch das Bildungsideal derjenigen Gelehrten des 15. und 16. Jahrhunderts, die wir seit 1858 Humanisten nennen. Zugrunde lag das Ideal der *humanitas*, der durch Milde, Wohlwollen, Muße und Freude am Schönen geprägten Menschlichkeit, das sich im Kreis der Scipionen aus der Begegnung von Römertum und Griechentum bildete und das herbere Ideal der altrömischen *virtus* ablöste.

So. Jetzt haben wir den Maßstab, nach dem wir heute Roman Herzog loben wollen. Was hält er denn von diesem Bildungsideal?

Da muss auch ich an die unvergessene Geschichte erinnern, dass der Minister für Kultur und Sport in der Stuttgarter Landesregierung sich 1980 auf die Schulbank eines Stuttgarter Gymnasiums setzte, das Zentralabitur in Latein ablegte, seine Klausur anonym zur Bewertung abgab und glänzend bestand. Er hat damit zweierlei bewiesen: er ist ein guter Lateiner und ein geschickter Politiker. Besser kann man für Latein nicht werben, aber so kann man für Latein nur werben, wenn der Scheck gedeckt ist. Insofern hat er noch ein drittes bewiesen: er ist ein Politiker ohne doppelte Buchführung.

Das Bildungsideal, um das es hier geht, möchte ich mit Cicero in einer für uns eher verwundernden Dimension erläutern. In der Schrift „Über die Pflichten“ (I 107-125) erklärt CICERO, dass wir alle mit vier Personen ausgestattet seien. Das ist nicht etwa der antike Vorläufer für die abstruse Theorie von der multiplen Persönlichkeit, sondern belegt zunächst, dass *persona* hier so viel wie Rolle heißt. *Dramatis personae*, die Personen und ihre Darsteller, in diesem Sinne ist es gemeint. Die erste Rolle ist die, die uns als Vernunftwesen gegeben ist, die zweite die unserer individuellen Konstitution, physisch und charakterlich, die dritte die, die uns die Umstände vorgeben und die vierte die, die wir selbst wählen. Der Plural von Rollen und noch dazu nur eine von vieren selbst gewählt, das will zu unserem Verständnis von Person nicht passen. Denn wir verstehen Personalität ausschließlich als Individualität. Das hat auch seine Berechtigung und stammt aus dem christlichen Verständnis von Personalität im Gegenüber zu Gott. Aber gegen die modische Interpretation von Personalität als etwas, das wir – man weiß nicht genau wie – zu verwirklichen haben, möglichst durch extensiven Nonkonformismus – Selbstverwirklichung als Selbstschöpfung aus dem Nichts – ist Ciceros Darlegung eine heilsame Korrektur. Cicero lehnt sich dabei übrigens an den Stoiker Panaitios an. Das bloß sich selbst verwirklichende Individuum ist nämlich tendenziell asozial und apolitisch. Am besten lässt sich das als Boheme in der Nische einer Wohlstandsgesellschaft machen, sprich auf Kosten anderer, die nicht auch Boheme sein wollen, sondern Taxifahrer oder Notarzt und pünktlich zur Stelle sind, wenn der Boheme sie braucht.

Wer sich ernsthafte Sachen vornimmt, muss Rollen übernehmen, Vater, Lehrer, Minister, Richter, oder auch, sehr selten allerdings, Bundespräsident. Er muss sich den Erfordernissen dieser Rolle, die er nicht selbst geschaffen hat, fügen. Dann allerdings kann er ihr auch sein Profil aufprägen. Übrigens: Eltern oder Lehrer, die nicht Eltern oder Lehrer sein wollen, sondern ganz authentisch-menschlich bloß Kumpel, machen ihre Kinder keineswegs glücklich, weil

sich nun mal im Sirup watend schlecht laufen lernt. Kinder verlangen nach Eltern und Lehrern, die sich ihnen aus ihrer Rolle heraus zuwenden. Sie verlangen nämlich Orientierungsangebote, an denen sie sich reiben können.

Roman Herzog hat uns glänzend vorgeführt, was das heißt: eine Rolle übernehmen und sie prägen. Als Innenminister hat er „Demonstrationsgebühren“ gefordert von denjenigen, die an einer verbotenen Demonstration teilnehmen. Sie sollten den durch sie veranlassten Polizeieinsatz bezahlen. Der Minister hat Recht und Gesetz durchzusetzen. Das ist seine Rolle. Gesetze erlassen und Gesetze beurteilen, diese Rollen kommen anderen zu.

Als Verfassungsrichter hat Roman Herzog mitgewirkt an der Aufhebung des Verbots einer Demonstration gegen das Kernkraftwerk Brockdorf mit der Begründung, „der von der Verfassung jedem Staatsbürger garantierte Schutz der Versammlungsfreiheit“ sei auch dann zu erhalten, „wenn mit Ausschreitungen durch einzelne oder eine Minderheit zu rechnen sei.“ Ein Widerspruch zu seinem Handeln als Minister? Ein plötzlicher Gesinnungswandel? Überhaupt nicht. Diesmal hatte er zu beurteilen, ob ein Demonstrationsverbot verfassungsgemäß war, und nicht ein Verbot durchzusetzen.

Roman Herzog hat einen ausgeprägten Sinn für Rollen und deshalb seinerzeit die Tendenz Bonner Politiker kritisiert, sich vor den Aufgaben ihrer Rolle zu drücken und politische Fragen vor das Bundesverfassungsgericht zu tragen, statt selbst zu entscheiden, mit der Gefahr, „dass Politik immer mehr in Karlsruhe statt in Bonn gemacht“ wird. Gelegentlich sind ja sogar Streitfragen innerhalb der damaligen Koalition vor das Verfassungsgericht getragen worden.

Auch in der Demokratie muss es eine klare Zuständigkeitsordnung geben und das heißt nichts anderes als: klare Aufgabenteilung oder eben Rollenzuteilungen. Wenn jeder für alles verantwortlich sein will, ist im Ernst niemand für irgend etwas konkret verantwortlich.

Das ist das erste, womit sich Roman Herzog diesen Humanismuspreis verdient hat: er weiß, was Rollen sind.

Das zweite betrifft das, was in Zedlers Wörterbuch Oratorie genannt wird, uns geläufiger unter dem Ausdruck Rhetorik. Noch einmal CICERO. Es gibt zwei Arten der Auseinandersetzung, sagt er, die durch Gewalt und die durchs Wort. Die durch Gewalt kommt bei Tier und Mensch vor, die durchs Wort nur bei Menschen. Manchmal sind doch Heiden und Christen nahe bei einander. LUTHER hat gefordert, das Evangelium dürfe sich *non vi, sed verbo*, nicht durch Gewalt, nur durchs Wort durchsetzen. „Ketzter verbrennen ist gegen den Heiligen Geist.“

Als Roman Herzog Bundespräsident wurde, wusste er, dass er in diesem Amt weniger Durchsetzungsmacht haben wird als ein Minister oder Verfassungsrichter. Nach dem Zuschnitt des Grundgesetzes ist der Bundespräsident im wesentlichen auf sein Wort angewiesen.

Rhetorik ist in Deutschland – anders als in den romanischen Ländern – fast etwas Anrühiges. Da wird Schein und Verstellung und Irreführung des Publikums gewittert. In Wahrheit braucht die Wahrheit das Wort, um zu erscheinen.

In einer Tübinger Vorlesung zum Thema Rhetorik hat Roman Herzog für die deutsche Aversion gegen Rhetorik die nationalsozialistische Propaganda verantwortlich gemacht. Hier möchte ich ihn ausnahmsweise nicht loben, sondern ihm widersprechen. Das kommt von weiter her und hängt zusammen mit dem in der deutschen Romantik entfalteten zweifelhaften Lob deutscher Innerlichkeit, die die Öffentlichkeit als Äußerlichkeit verachtete, von dem Vers „politisch Lied ein garstig Lied“ bis hin zu HEIDEGGERS überkritischer Beurteilung von Öffentlichkeit in seiner Analyse der Uneigentlichkeit des „Man“. HEIDEGGERS geistiger Hintergrund ist dabei die Jugendbewegung mit ihren antibürgerlichen, antimodernen und antiliberalen Affekten. Der Kult um individualistische Eigentlichkeit und Authentizität ist säkularisierte Mystik. Er hat den Nazis leichtes Spiel verschafft und lebt immer noch.

Als Roman Herzog Bundespräsident wurde, haben viele gesagt, der Nachfolger RICHARD VON WEIZSÄCKERS wird es schwer haben. Sie wurden schnell widerlegt. Roman Herzog hat schnell gezeigt, dass dieselbe Rolle auch ganz

anders und dennoch nicht weniger eindrücklich wahrgenommen werden kann. Ganz anders, das enthebt uns der peinlichen Aufgabe des Vergleichens.

Immer wieder wird von westlicher Seite der Verdacht geäußert und durch Umfragenergebnisse belegt, dass die Ostdeutschen unsichere Kantonisten in Sachen Demokratie seien. Als der Spendenskandal hohe Wellen schlug, bin ich oft von Journalisten gefragt worden, ob dieser Skandal nicht die Akzeptanz der Demokratie in den neuen Bundesländern gefährdet. Ungefähr so: den Ostdeutschen dürfen wir nur jugendfreie Filme zeigen, weil sie noch in der politischen Pubertät stecken – fürsorgliche Bevormundung ist das.

Bei Umfragen hängt das Ergebnis nicht selten von der Fragestellung ab. Wenn man fragt, welche politische und gesellschaftliche Institutionen die höchste Akzeptanz genießen, antworten West und Ost einhellig: erstens das Bundesverfassungsgericht und zweitens der Bundespräsident. So schlecht kann es demnach mit der Akzeptanz der Demokratie im Osten gar nicht bestellt sein. Daran hat auch Roman Herzog große Verdienste. Er war als Bundespräsident aller Deutschen in Ost und West gleichermaßen hoch geachtet und ist es immer noch. Seine öffentlichen Gesprächsrunden im Schloß Bellevue waren deutsch-deutsche Gespräche von der Art, wie wir noch mehr gebrauchen können, Erfahrungsaustausch und Dialog, ganz ohne fürsorgliche Bevormundung.

Den Redner Roman Herzog umfassend zu würdigen nehme ich mir nicht vor. Aber ein paar Anmerkungen erlaube ich mir. Er versteht es sehr geschickt, aus der Rolle zu fallen. Ein Bundespräsident braucht Redenschreiber. So viele Reden zu so vielen Anlässen kann kein Mensch nebenbei produzieren. Roman Herzog ist ohne weiteres in der Lage, den Redefluss zu unterbrechen mit dem Satz: „So steht es in meinem Manuskript, ich möchte es aber doch jetzt anders sagen.“ Roman Herzogs Reden sind keine Staatsrituale.

Interessant auch, welche Art von Zitaten Roman Herzog besonders gefallen. Als GERHART

HAUPTMANN vorgehalten wurde, sein sozialkritisches Stück „Vor Sonnenaufgang“ enthalte unzulässigerweise auch eine ergreifende Liebeszene, antwortete Hauptmann: „Was kann ich dafür, wenn das Leben auch schön ist?“. So etwas zitiert Roman Herzog gern. Es könnte von ihm stammen, ebenso wie der von ihm hoch gelobte Satz von THEODOR HEUSS nach dem feierlichen Gelöbnis der ersten Bundeswehrsoldaten: „Nun siegt mal schön!“ Roman Herzog redet erfrischend zur Sache, „klar, nachvollziehbar und überzeugend“, wie er selbst es fordert, gewürzt mit ironischer Distanz und einem Quäntchen Selbstironie. Mir hat seine Kritik vieler unserer öffentlichen Diskurse imponiert. Wir haben „auf der einen Seite einen schablonierten Angst- oder Empörungsdiskurs und auf der anderen Seite einen ebenso schablonierten Innovationsdiskurs“, also dort die Endzeitpropheten, hier die Alles-im-Griff-Technologen. Roman Herzog spricht auch aus, was nicht aufgeht, etwa so: helfen kann ich in diesem Falle nicht, aber öffentlich sagen, wie es ist.

Das also ist das zweite, wodurch Roman Herzog den Humanismuspreis verdient hat: die Oratorie, der klärende, bestimmte, hilfreiche öffentliche Umgang mit dem Wort.

Am Rande: viele Westdeutsche haben sich gewundert, warum zur ersten frei gewählten Volkskammer so viele Theologen gehörten, und eine Klerikalisierung der Politik befürchtet. Die Erklärung ist aber ganz einfach. Die Demokratie braucht das freie Wort. In der Diktatur der versteinerten Funktionärssprache waren fast nur noch die Theologen den Umgang mit dem freien öffentlichen Wort gewohnt und im übrigen durch ihre klassische Bildung – nach wie vor sind Hebräisch, Griechisch, Latein Voraussetzungen für das Theologiestudium – weniger von der Beschränktheit ideologischer Scheuklappen befallen. Wenn das kulturelle Gedächtnis kurzatmig wird und nur noch 150 Jahre Marxismus umfasst oder auch hinter das Jahr 1933 nicht zurücksehen kann, wird die Urteilsfähigkeit kurzsichtig. Ich verdanke der Evangelischen Kirche, dass mir 2500 Jahre Kulturgeschichte erschlossen worden sind – und bin deshalb gar



nicht so böse darüber, mit vierzehn Jahren aus dem sozialistischen Bildungssystem aussortiert worden zu sein.

Eine gute Predigt hat drei Teile, habe ich gelernt. Zum Glück habe ich auch einen dritten Grund, Roman Herzog den Humanismuspreis zu verleihen. Das Stichwort heißt: Bildungskanon. „*Ad fontes*“ lautete der Schlachtruf der Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts. Vorausgesetzt war: es gibt für die europäische Kultur drei Kulturquellen, Jerusalem, Athen und Rom. Um sich diese selbst erschließen zu können, wurden die drei Kulturquellensprachen Althebräisch, Altgriechisch und Latein die Wege zur Bildung. Dagegen ist nun viel vorgebracht worden: die Bedeutung der Naturwissenschaften für unsere wissenschaftlich-technische Zivilisation, die Bedeutung der neuen Sprachen für die intereuropäische und internationale Verständigung, neuerdings die der Computer und des Internet für das anbrechende Zeitalter der planetarischen Kommunikation. Das ist alles berechtigt und zu berücksichtigen. Roman Herzog sagt: „Wir brauchen alle – und zwar gerade in einer immer pluralistischer werdenden Gesellschaft – eine gemeinsame Kenntnis von bestimmten menschlichen Erfahrungen, Wünschen, Ängsten oder Träumen ... Ein Kanon ist für mich deswegen die Basis, auf der man miteinander streiten, auf jeden Fall aber ins Gespräch kommen kann.“

Egal, ob man eine Gemäldegalerie in Madrid, Paris, London, St. Petersburg oder New York besucht, man steht wie die Kuh vorm neuen Tor, wenn man von den biblischen Geschichten, der griechisch-römischen Mythologie und der antiken Geschichte gar nichts weiß. Ehe Europas Nationen im vorigen Jahrhundert nationalistisch wurden, hatten sie eine gemeinsame europäische

Kultur, die an den drei europäischen Kulturquellen orientiert war. Jetzt, da die Teilung Europas überwunden ist, kommt östlich von uns zwar hier und da auch die Fratze des Nationalismus wieder zum Vorschein und fordert ihre blutigen Opfer. Aber daneben und zum Glück viel breiter kommt auch das gesamteuropäische Erbe wieder ins Bewusstsein. Ich war kürzlich in Riga. Dort wird der historische Stadtkern rekonstruiert. Die Letten wollen ihre Hauptstadt wieder so haben, wie sie vor den Zerstörungen durch den Zweiten Weltkrieg aussah, mit den vielfältigen Verbindungen des Ostseeraums und den Zeugnissen sämtlicher europäischer Stile.

Nein, Hebräisch, Griechisch und Latein für alle, das soll nicht der neue Bildungskanon werden. Dafür würden wir auch Roman Herzog nicht gewinnen können. Es sollten aber die Kundigen unserer europäischen Kulturquellen sozusagen jeweils in Rufweite zu erreichen sein und im Diskurs mitmischen.

Nun kommen die ganz Klugen und rufen: das ist ja Eurozentrismus. Wir leben im Zeitalter der Globalisierung. Wir brauchen einen globalen Bildungskanon. Aber nur wer seine Muttersprache spricht und kennt, kann Fremdsprachen lernen. Wer Deutsch bloß stottert, lernt auch nicht Englisch. Und wer nirgends zu Hause ist, ist auch als Gast und Gesprächspartner nicht besonders interessant. Für den anstehenden Dialog der Zivilisationen, für den sich Roman Herzog so umsichtig ausgesprochen hat, sind wir am besten vorbereitet, wenn wir die eigene gut kennen. Sonst reden viele lange über nichts.

Fazit: Roman Herzog hat aus drei gewichtigen Gründen den Humanismuspreis des Deutschen Altphilologenverbandes verdient.

RICHARD SCHRÖDER

Zur Lage des altsprachlichen Unterrichts in der Bundesrepublik Deutschland

Bericht auf der Vertreterversammlung in Marburg am 28. 4. 2000

1. Die Vorsitzenden der Landesverbände

Namen und Adressen sind am Ende dieses Heftes abgedruckt. Die Namen der Stellvertreter und weiterer Vorstandsmitglieder liegen den Unterzeichnern vor und können dort abgefragt werden.

2. Schülerzahlen

Viele Landesverbände betonen die Schwierigkeit, Zahlenmaterial von den Ministerien zu bekommen (zwei Vorsitzende hatten überhaupt keinen Erfolg). Schneller erhält man Auskünfte, wenn man sich direkt an die Statistischen Landesämter wendet. Diese sammeln die Daten und geben sie zu einem recht frühen Zeitpunkt an das Statistische Bundesamt in Wiesbaden weiter.

Das vorgelegte statistische Material ist von unterschiedlicher Aussagekraft. Von manchen Bundesländern fehlen Vergleichszahlen (Jahrgangsstärken, Zahlen des Vorjahres usw.), andere können nur die Gesamtzahlen für die in den einzelnen Jahrgängen Latein lernenden Schüler angeben: So muss man bei Klasse 9 die L1 und L2-Schüler subtrahieren (sofern das möglich ist), um die Zahl der L3-Schüler zu gewinnen. Insgesamt sind jedoch gewisse Tendenzen erkennbar. Die Zahl derjenigen Schüler, die Latein als erste Fremdsprache lernen, ist bei der Mehrheit der westdeutschen Bundesländer konstant bzw. leicht ansteigend. Dagegen fallen wie schon in den vergangenen Jahren die Zahlen in Nordrhein-Westfalen, Saarland und Schleswig-Holstein. – In den ostdeutschen Ländern geht das ohnehin nicht starke Angebot von Latein 1 zurück: Zarte Pflänzchen der frühen 90er Jahre in Brandenburg, Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern haben sich auf Dauer nicht entwickeln können. Besser ist die Situation in Thüringen und insbesondere in Sachsen, wo es elf Gymnasien mit Latein als erster Fremdsprache gibt.

Zu L2: Im Vorbericht war ausgeführt worden, daß in mindestens drei Bundesländern für diesen Lehrgang weniger Schüler gewonnen werden

konnten (Baden-Württemberg, Nordrhein-Westfalen, Schleswig-Holstein). Der Abwärtstrend hat sich dort nicht fortgesetzt. In den anderen Ländern sind signifikante Abweichungen von den Vorjahreszahlen nicht erkennbar (Ausnahme ist das Saarland: 36% gegenüber 42%).

Beunruhigend ist die Entwicklung in der Oberstufe. Für die neuen Bundesländer dürften die vom LV Sachsen vorgelegten Zahlen repräsentativ sein: 1413 Schüler in Jahrgangsstufe 11 und 772 Schüler in Jahrgangsstufe 12. Der Summe beider Zahlen (2185 Schüler) steht die um etwa 40% höhere Teilnehmerzahl des Vorjahres gegenüber (3487). Dieser Einbruch hat zur Folge, dass die Einrichtung von Leistungskursen nicht nur in Sachsen immer schwieriger wird. Die Situation ist in den alten Bundesländern nicht besser. Eine Verminderung der Zahl aller Grund- und Leistungskurschüler in Nordrhein-Westfalen um 5% mag statistisch nicht relevant erscheinen, aber der Rückgang trifft auch dort den Leistungskursbereich hart: Wenn die Teilnehmerzahl von 640 auf 530 in nur einem Jahr zurückgeht, ist das Fach Latein in der Oberstufe existenziell gefährdet.

Für das Griechische sei auf die detaillierten Ausführungen von M. GRUBER im Mitteilungsblatt des DAV Hessen verwiesen (1999, H. 3-4, S. 2-15). Der Verfasser hat die Entwicklung von 1962 bis 1998 untersucht. Für jedes Bundesland ergäbe eine zeichnerische Darstellung einen mehr oder minder stark fallenden Graphen. Einer solchen Visualisierung, die in der Öffentlichkeit eine verheerende Wirkung hätte und auf die Gruber erfreulicherweise verzichtet, widerspricht die Tatsache, dass es Schuljahre mit Stabilisierungstendenzen in diesem oder jenem Bundesland, ja sogar leichtere Zuwächse gibt. Für 1998/99 kann man feststellen, dass die Vergleichszahlen weder über- noch deutlich unterschritten werden. Eine Ausnahme scheint die Entwicklung in Schleswig-Holstein zu sein: Nur 178 Griechischwähler im 9. Jahrgang gegenüber 206 in 1997/98! Aber dass sich aus einem punktuellen Vergleich keine Prognose

ableiten lässt, zeigt die Teilnehmerzahl des laufenden Schuljahres: 207 Schüler.

3. Lehrer

In den Berichten der Landesverbände wird übereinstimmend auf folgende Probleme hingewiesen: a) wachsende Arbeitsbelastung, b) Lehrermangel, c) zunehmende Zahl von Pensionierungen, d) Sorge um ausreichende Neueinstellungen.

Zu a) und b): Als belastend werden unter anderem genannt die Erhöhung des Stundendeputats und eine ungünstigere Lehrer-Schüler-Relation. Das hohe Durchschnittsalter der Lehrkräfte, insbesondere der Altphilologen, nennt man als Grund für zum Teil längerfristige Erkrankungen und den Wunsch nach vorzeitigem Ausscheiden aus dem Dienst. Das Land Nordrhein-Westfalen versucht neuerdings durch ein großzügiges Altersteilzeitangebot die Belastung der Lehrkräfte, die auch von der Landesregierung erkannt worden ist, ab dem 59. Lebensjahr in erheblichem Umfang zu reduzieren.

Zu c) und d): Mit Sorge wird auf die Zunahme von Pensionierungen, bedingt durch den ungünstigen Altersaufbau, hingewiesen. Die Metapher von einer „anrollenden Welle“ begegnet in mehreren Berichten und lässt die Befürchtung erkennen, dass der ohnehin gefährdete altsprachliche Unterricht durch das kurzfristige Ausscheiden einer ganzen Lehrergeneration ernsthaft gefährdet ist. Genaue Zahlen können nur wenige Länder bieten. Unter Berücksichtigung der von Hessen gemeldeten 35 Pensionierungen innerhalb eines Jahres kann man vermuten, dass in den großen Flächenländern etwa doppelt so viele Lehrkräfte aus dem Dienst ausscheiden. Daher beträgt in Bayern schon jetzt die Einstellungsquote für Lateinlehrer 70%. In Niedersachsen wird es wegen der geringen Zahl von Referendaren (zur Zeit 12) nicht möglich sein, die frei werdenden Stellen durch Bewerber aus dem eigenen Land zu besetzen. Dagegen besteht für die große Zahl der in Nordrhein-Westfalen ausgebildeten Referendare (zur Zeit 330 gegenüber 290 im Vorjahr) wohl nicht die Chance einer Einstellung im Lande. Die sogenannten Wartelisten (diese gibt es offensichtlich in der Mehrheit der Bundesländer) werden trotz insgesamt besserer Berufsaussichten

kurz- und mittelfristig wohl bestehen bleiben, zumal man trotz gegenteiliger Behauptungen der Landesregierungen nicht damit rechnen kann, dass wirklich jede frei werdende Stelle wieder besetzt wird. Anzunehmen, dass alle in solchen Listen erfassten Junglehrer auf Abruf bereitstehen, ist unrealistisch. Viele von ihnen, besonders die tüchtigen und flexiblen jungen Leute, haben sich schon in anderen Berufen eingearbeitet und sind an befristeten Arbeitsverträgen im Schuldienst oder an einem Einsatz an entlegenen Orten nicht interessiert.

So ist leider anzunehmen, dass auch in den nächsten Jahren die Klagen über den Lateinlehrermangel nicht verstummen werden. Hoffen wir, dass eine in Brandenburg praktizierte Lösung nicht andernorts kopiert wird: Bei 80 Anmeldungen für den Lateinunterricht konnten nur 30 Schüler berücksichtigt werden, weil ein einziger Lehrer zur Verfügung stand.

4. Schul- und Bildungspolitik

Während im Vorjahr nur die Berichte aus Berlin und Hamburg das Thema „Englisch in der Grundschule“ berührten, gibt es jetzt auch in anderen Bundesländern konkrete Pläne für die Vorverlegung der ersten Fremdsprache (d. h. in der Regel des Englischen). Mit gewisser Sorge wird hervorgehoben, dass diese Neuregelung erhebliche Konsequenzen für die Sprachenfolge im Gymnasium hat – nicht nur für L1. Am intensivsten werden die mit der Vorverlegung des Englischen verbundenen Probleme in Berlin diskutiert, wo es einen Arbeitskreis aller Schulleiter derjenigen Gymnasien gibt, die Latein als erste Fremdsprache anbieten. Dieser Kreis kommt monatlich zu Beratungen zusammen – mit behördlicher Unterstützung!

Weitere Themen unter der Rubrik „Schulpolitik“ sind: Verstärkte Tendenzen zur Abspaltung der Förderstufe (Klasse 5/6) mit Folgen für die verbleibenden sieben (in einigen Ländern nur sechs) Jahre Gymnasialunterricht / Versuche, den Beginn des Lateinunterrichts auf Klasse 9 oder Stufe 11 zu verschieben. Kündigen die neuen Lehrwerke für L 3 die Umsetzung dieser Pläne in naher Zukunft an? / Gefahr für L3 (bzw. L4) durch Konkurrenzangebote, darunter

zunehmend Spanisch und Italienisch / Festlegung von Mindestzahlen für die Einrichtung von Lateinklassen bzw. -kursen. Baden-Württemberg meldet, dass die neuen Messzahlen keinem Fach mehr geschadet haben als dem Lateinischen.

5. Probleme des Unterrichts

Zunehmende Verbreitung findet das Modell, bei Latein ab Klasse 5 gleichzeitig 2-3 Wochenstunden Englisch anzubieten. Der Kontakt mit dem Englischen kann gewisse Kenntnisse, die in der Grundschule erworben wurden, vertiefen und zugleich die Angst der Eltern vor einem eventuellen Schulformwechsel mindern.

Konzentrationsschwierigkeiten, geringe Merkfähigkeit und Unfähigkeit zum formalen Denken kennzeichnen immer stärker die Anfänger im Gymnasium. Die Überforderung solcher Schüler zeigt sich spätestens mit dem Einsetzen der zweiten Fremdsprache in Klasse 7. Nur selten befolgen Eltern den Rat zum Schulformwechsel. Häufig versuchen sie, die übergroßen Schwierigkeiten durch Nachhilfeunterricht aufzufangen.

Die allgemeine Senkung des Leistungsniveaus birgt für Latein als dritter Fremdsprache eine zusätzliche Gefahr: Die mehr oder weniger verbindlich vorgegebenen Mindestgruppengrößen verführen dazu, auch solche Schüler, die eigentlich ungeeignet sind, in einen Kurs aufzunehmen. Den Schaden tragen nicht nur die falsch beratenen Schüler, sondern der Kurs insgesamt und schließlich das Fach.

Eine harte Konkurrenz bei der Wahl der dritten Fremdsprache ist das Modelfach Informatik. Ein Kollege in Berlin bietet deshalb einen Sprachkurs Latein ab 9 an, der zugleich in die Arbeit mit dem PC einführt und viele Arbeitsschritte über das neue Medium vorsieht.

6. Lehrerfortbildung

Da die staatliche Lehrerfortbildung unterschiedlich organisiert und zum Teil erheblichen finanziellen Einschränkungen ausgesetzt ist, sind die Fortbildungen des DAV teils sinnvolle Ergänzung, teils einziges Fortbildungsangebot. Zunehmende Bedeutung kommt einem Fortbildungsthema zu, das der Bericht aus dem Saarland erwähnt: „Werbestrategien im Altsprachlichen Unterricht“.

In Nordrhein-Westfalen blieb bei einer mehrtägigen Fortbildung die Bettenkapazität zu einem Gutteil ungenutzt: Während ältere Kollegen das komplette Tagungsprogramm buchten, zogen jüngere Kollegen den Besuch einzelner Vorträge vor und nahmen hierfür auch zeitraubende An- und Rückfahrten in Kauf. Die Planung und Durchführung mehrtägiger Fortbildungen wird hierdurch bedeutend erschwert.

7. Werbung

Die persönliche Ansprache als besonders wirksames Werbemittel bei Eltern und Schülern bietet unterschiedliche Wege: Unterrichtsreihen Latein bzw. Griechisch für Eltern, Lektüre- oder Diabende für Eltern, Vorgriechisch oder Vorlatein in Klasse 8, Museums- oder Studienfahrten sind einige Beispiele. Das vom Bundesverband herausgegebene Faltblatt „Omnibus“ findet guten Anklang. Es wird ergänzt durch landeseigenes und schuleigenes Material. Das sehr empfehlenswerte Informationsmaterial zum Griechischunterricht wurde in FORUM CLASSICUM 1/2000, S. 44, vorgestellt (vgl. hierzu die Rubrik „Verschiedenes“ im vorliegenden Heft). Auch Homepage und Newsletter per e-mail spielen eine Rolle. Hingewiesen sei an dieser Stelle auf ein Info zu Latein von Karl-Wilhelm Weeber (in: Antike Welt 1/2000). Die erfolgreiche Werbung für Alte Sprachen wird durch die Schulleitung maßgeblich beeinflusst, positiv wie negativ. Stellvertretend für andere weist ein Landesverband darauf hin, dass unter den Schulleitern nur noch wenige Altsprachler sind.

Die Zusendung des Faltblattes „Omnibus“ und ggf. zusätzlichen Materials (z. B. Mitteilungsblätter) gibt manchen jungen Kollegen den entscheidenden Impuls zum Beitritt. Berlin hat ein eigenes Informationsblatt, das junge Kollegen zur Mitgliedschaft im DAV ermuntert. Nicht zuletzt bieten Fortbildungstagungen die Möglichkeit, junge Kollegen für den Verband zu werben.

8. Anregungen und Vorschläge

Vorgeschlagen wird ein bundesweiter Wettbewerb (für Oberstufenschüler), der einen zusätzlichen Werbeeffect haben könnte.

Die ostdeutschen Bundesländer sind wegen ihrer kleinen Mitgliederzahlen finanziell nicht so gut ausgestattet wie die größeren westdeutschen Länder. Angeregt wird daher ein gewisser ‚Länderfinanzausgleich‘.

Die Zahl der Studenten in Klassischer Philologie geht stark zurück. Repräsentativ dürfte eine von der Universität Saarbrücken vorgelegte

Die Begründungsfalle

Zur Legitimierung altsprachlicher Bildung

Ich möchte mich bei Herrn Professor Maier und bei Ihnen allen herzlich für die Einladung bedanken. Es ist für mich eine Ehre, zu Ihnen sprechen zu dürfen, eine vielleicht unverdiente Ehre, denn ich bin, wie Sie wissen, kein Altphilologe. Zwar habe ich eine humanistische Schule besucht, das Heinrich-von-Gagern-Gymnasium in Frankfurt am Main, wir haben Horaz und Euripides gelesen, und ich erinnere mich an eine Schüleraufführung des Aias von Sophokles. Aber von Hause aus bin ich Germanist. Meine Tätigkeit ist die des Literaturkritikers, des Literaturredakteurs, ich bin, um es kurz zu sagen, Journalist.

Als solcher besuchte ich kürzlich eine internationale Konferenz zum Thema der neuen elektronischen Medien, also Internet, E-Commerce, E-Book, Online-Buchhandel. Das Vorstandsmitglied eines der größten Medienkonzerne hielt einen Vortrag, natürlich auf Englisch und natürlich mit Hilfe eines Computers, der Thesen und Statistiken auf eine Leinwand projizierte. Der Mann, vielleicht Anfang vierzig, eilte im Sturmschritt auf das Podium und sprang die drei Stufen in einem einzigen Satz hinauf. Das passte optimal zu den Siegesmeldungen, die er danach verkündete. Das Internet, so sagte er sinngemäß, ist eine Goldmine, und wer nicht jetzt seine Claims absteckt, hat verloren. Denjenigen aber, die massiv in die neue Ökonomie investieren, sind Markt und Macht und Erfolg sicher.

Nahezu alle Konferenzteilnehmer schienen von diesem Goldrausch gepackt. Nur ein kleines Problem tauchte eher am Rande auf: *content*. Es gibt, so war zu erfahren, einen gewissen Mangel

Statistik sein: 1993 gab es 78 Studierende für das Lehramt (Fach: Latein), 1996 betrug die Zahl 63 und im Sommersemester 1999 ging die Zahl auf 52 zurück. – Es ist daher dringend erforderlich, dass wir in unseren Oberstufen für das Studium der Alten Sprachen werben!

THOMAS BRÜCKNER / GUNTHER SCHEDA

an *content*. Die Informationstechnologie (man sagt, wie ich gelernt habe, IT dazu) bietet eine geradezu unendliche Vielzahl neuer Gefäße und Kanäle, aber die Frage, was da hinein soll, wird offenbar zum Problem. Um eine alte Metapher abzuwandeln: Es gibt zwar massenhaft neue Schläuche, aber der Wein ist alle.

Content also, Inhalt. Wir können dafür einen Begriff einsetzen, der neuerdings wieder Konjunktur hat: Bildung. Jedenfalls schließe ich das aus dem erstaunlichen Erfolg, den DIETRICH SCHWANITZ mit seinem Buch „Bildung – Alles was man wissen muss“ erzielt hat. Seit vielen Wochen steht es auf den Bestsellerlisten. Ganz offensichtlich gibt es ein großes Bedürfnis nach Autorität und Bildung. Die beschleunigte Informationsgesellschaft erzeugt eine zentrifugale Bewegung, in deren Mitte ein gewaltiges Loch gähnt. SCHWANITZ hat das kaltblütig erkannt.

Welche Art von Bildung brauchen wir, damit wir in den Informationsfluten nicht untergehen? SCHWANITZ behauptet, es zu wissen. Diese Welt ist ja dreigeteilt: Ganz unten sind die Menschen, die überhaupt keinen Zugang zu den Informationen haben, sei es, weil sie Analphabeten sind, sei es, weil sie aus geografischen oder finanziellen Gründen fern von jeder Bibliothek und jedem Internet-Anschluss leben. In der Mitte sind diejenigen, die alle Informationsmöglichkeiten haben, aber nicht damit umgehen und nichts daraus machen können. Und die dritte Gruppe, die Elite wird von jenen gebildet, die die Informationsströme beherrschen, sie auswählen, aus- oder abschalten können, weil sie Kriterien und Maßstäbe besitzen. Die Frage, ob huma-

nistische Bildung dafür taugt, vielleicht in besonderem Maße taugt, solche Maßstäbe zu prägen, beschäftigt natürlich Sie, die Sie in den Alten Sprachen zu Hause sind, sie beschäftigt aber auch mich.

Vielleicht ist es von Interesse, wenn ich den autobiografischen Hintergrund erwähne, der mich dazu bewogen hat, diese Einladung anzunehmen. Meine älteste Tochter, nunmehr 14 Jahre alt, besucht das einzige wirklich altsprachliche Gymnasium in Hamburg, die 1529 gegründete Gelehrtenschule des Johanneums. Mit dem Ausdruck „wirklich altsprachlich“ meine ich die Tatsache, dass man am Johanneum Griechisch lernen muss, während an den anderen altsprachlichen Gymnasien Hamburgs – es sind alles in allem nahezu sieben – die Freiheit besteht, zwischen Griechisch und Französisch oder Griechisch und Russisch wählen zu dürfen. Eine Wahl, die den meisten Schülern nicht schwer fällt, zumal sie in einem Alter zu treffen ist, dessen Heroen naturgemäß nicht Sokrates oder Antigone heißen sondern Leonardo di Caprio oder Back Street Boys.

Das führt dazu, dass im entsprechenden Jahrgang schätzungsweise hundert Schüler Altgriechisch lernen, eine Zahl, von der man annehmen sollte, dass sie in einer Stadt mit 1,7 Millionen Einwohnern als erträglich und hinnehmbar erschiene, und wenn schon nicht aus Überzeugung, dann vielleicht aus Gründen des Artenschutzes. Es wäre übertrieben zu behaupten, dass die Hamburger Schulpolitik die altsprachlichen Gymnasien direkt abschaffen wollte. Es gibt, wie Sie wohl aus eigener Erfahrung wissen, andere Möglichkeiten, die nicht weniger wirkungsvoll sind.

Eine besteht darin, den Auslandsaufenthalt in der zehnten Klasse massiv zu fördern, unter anderem durch eine finanzielle Beihilfe, was aber darauf hinausläuft, den Bildungsauftrag der Schule preiswert ans Ausland zu delegieren. Es sind nämlich die Eltern, die in der Hauptsache für die Kosten aufkommen, und die Schulbehörde spart Geld, weil sie die Stundenzuweisung um die Zahl der abgemeldeten Schüler kürzt. Das Verfahren erinnert an die Büsser Krabben, die nach Marokko geflogen, dort von billigen Arbeitskräften geschält und wieder

zurückgefliegen werden. Die aus dem Ausland heimgekehrten Schüler verspüren in der Regel wenig Lust – oder sie trauen es sich nicht zu –, das einmal angefangene und ein Jahr unterbrochene Griechisch erfolgreich fortzusetzen. Da am Johanneum eine der beiden alten Sprachen Prüfungsfach sein muss, wählen die meisten Latein.

Eine andere Möglichkeit, den altsprachlichen Gymnasien das Leben schwer zu machen, besteht in der Einführung des Englischen in der Grundschule. Die Kinder und die Eltern sehen nicht ein, weshalb sie am altsprachlichen Gymnasium das Englische zunächst nicht fortführen können, sondern Latein lernen müssen. Die logische Konsequenz bestünde darin, den Beginn des Lateinunterrichts zu verschieben. Ich bin sicher, das wäre der Schulbehörde nicht unangenehm. Es gibt dort Überlegungen, das Johanneum in ein zeitgemäß neusprachliches Gymnasium umzuwandeln, falls die Nachfrage nach altsprachlicher Bildung anhaltend sinken sollte. Glücklicherweise tut sie das nicht, trotz der beschriebenen Schwierigkeiten.

Ich will Sie mit solchen Hamburgensien nicht langweilen. Sie sind der Hintergrund, vor dem ich selber den Legitimationsdruck erfahre. Gute Freunde fragen uns besorgt, weshalb wir unsere Tochter sehenden Auges in die Sackgasse altsprachlicher Bildung schicken. Latein, das mag ja noch angehen, aber Griechisch? Um Himmels willen! Wenn man sich schon das Leben schwer machen will, warum nicht Chinesisch? Das immerhin wird von mehr als einer Milliarde Menschen gesprochen. Jedes Jahr kommen die Eltern und Kinder zum Tag der Offenen Tür, sehen sich die Schule an und stellen immer dieselbe Frage: Ist es wirklich wahr, dass man hier Griechisch lernen muss? Und wieso? Nur wenige haben aus eigener Erfahrung einen Begriff von humanistischer Bildung, wobei übrigens diejenigen, die eine solche Erfahrung haben, keineswegs immer dazu neigen, sie auch ihren Kindern zuteil werden zu lassen. Teils, weil sie üble Erinnerungen an die Paukereie haben, teils, weil sie glauben, in einer Welt der Globalisierung und des Internets sei die alte Bildung nicht länger brauchbar.

Wie also kann man sie rechtfertigen? Ich resümiere jetzt die Argumente, wie sie üblicherweise auch am Johanneum vorgebracht werden, Argumente, die ich keineswegs für schwachsinnig halte. Sie drücken allerdings eine gewisse Hilflosigkeit aus, und diese Hilflosigkeit soll das Thema meiner Überlegungen sein.

Das erste Argument lautet, Latein müsse man lernen, weil die meisten Fremdwörter und wissenschaftlichen Begriffe lateinischen Ursprungs seien. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass diese Feststellung am ehesten Eltern minderen Bildungsgrades einleuchtet. Die Vorstellung, ihre Kinder würden endlich all die Fremdwörter beherrschen, vor denen sie selber immer die Flucht ergriffen haben, scheint zunächst verlockend. Aber wenige Eltern sind so blöde, dass sie nicht nach einigem Nachdenken auf die naheliegende Frage kämen, ob denn der Lateinunterricht nicht ein ziemlich umständlicher Umweg zum Erlernen von Fremdwörtern sei.

In der Tat. Vor einiger Zeit fiel mir das Lexikon deutscher Wörter arabischer Herkunft in die Hände. Hätten Sie gewusst, dass Wörter wie Admiral oder Alkohol, Giraffe oder Gitarre, Mütze oder Tasse, Ziffer oder Zucker arabischen Ursprungs sind? Was also spräche dagegen, Arabisch zu lernen? Nicht mehr als gegen Latein oder gar Griechisch. Das Fremdwort-Argument lässt sich allenfalls ein einziges Mal anwenden, und wer damit auch noch den Griechisch-Unterricht begründen wollte, der müsste schon mit einer geradezu heiligen Einfalt seiner Zuhörer rechnen. Rhythmus und Melodie kommen also aus dem Griechischen? Das ist ja aufregend!

Das zweite Argument lautet, Latein sei die Mutter aller westeuropäischen Sprachen, und wer Latein könne, dem falle Englisch und Französisch gewissermaßen im Fluge zu, von Spanisch und Italienisch ganz zu schweigen. Na ja. Ich habe Latein gelernt und kann bis heute kein Italienisch. Sprachgeschichtlich ist das Argument okay, aber jeder verständige Zeitgenosse wird sich fragen, ob es nicht gescheiter wäre, den Kindern gleich die modernen Fremdsprachen beizubringen, in jenem Alter nämlich, da sie von einer geradezu verblüffenden Lernfähigkeit sind, die dann ja, mit dem mählichen

Eintritt ins Erwachsenenalter, rapide abnimmt. Und wieder sehe ich, dass diese Begründung allenfalls für Latein taugt, fürs Griechische aber schon nicht mehr.

Das dritte Argument lautet, im Lateinunterricht lerne man die grundlegenden Gesetze der Sprache, ihrer Syntax und Grammatik. Durch die Arbeit am Text und seiner Übersetzung wachse das Verständnis auch für die eigene Sprache. Das stimmt. Aber es stimmt auch, dass die Eigenheiten des Lateinischen nicht ohne weiteres auf andere Sprachen anwendbar sind. Es gibt eben einen Unterschied zwischen Imperfekt und Präteritum. Und es fragt sich, ob nicht das Erlernen der griechischen Grammatik im Sinne dieses Arguments einen Overkill darstellt. Die monströse Menge der Flexionsformen kann doch im Ernst nicht als zwingende Voraussetzung zum allgemeinen Sprachverständnis gelten.

Ich unterbreche hier die Erörterung der Rechtfertigungsargumente, weil, wie ich hoffe, klar geworden ist, worum es mir geht: Der Legitimationsdruck fördert eine Verteidigungsstrategie, die sich die Bedingungen vom Gegner vorgeben lässt. Die Gegner sind die Technokraten, die Modernisten, die Effizienzfanatiker. Sie sitzen in den Arbeitsämtern und in den Handelskammern, in den Schulbehörden und auch in den Elternräten. In ihren Augen zählt allein das Nützlichkeitsargument, die Vorbereitung auf die Erfordernisse des Arbeitsmarktes.

Hier lauert die Begründungsfalle, in die man gerät, wenn man sich auf die Nützlichkeitsbene einlässt, wenn man versucht, die Sprache derer zu sprechen, die allein an Effizienzkriterien interessiert sind und sonst an nichts. Ein typisches Argument, das in der Defensive geboren wurde, lautet, Latein sei deshalb keine tote Sprache, weil es Asterix auf Latein gebe. Wenn die humanistische Bildung von Asterix abhängt, dann gute Nacht, dann ist die Begründungsfalle zugeschnappt.

Im Feuilleton der „Frankfurter Rundschau“ (31. 3. 00) war vor wenigen Wochen ein Artikel zu lesen, der den Mangel an deutschen Computerspezialisten auf die, wie es heißt, „dominierende Rolle von Philosophie und Philologie im deutschen Geistesleben“ zurückführte. Der

Autor schrieb: „Die einst am humanistischen Gymnasium praktizierte Schulung des Geistes an lateinischer und griechischer Grammatik muss jetzt im algorithmischen Denken erfolgen, das man am besten beim Schreiben kleiner Computerprogramme lernt.“ Sie sehen an diesem Beispiel, dass man in des Teufels Küche kommt, wenn man altsprachliche Bildung auf Effizienzkriterien herunterdiskutiert. Was immer an nützlichen Gründen für die alten Sprachen sprechen mag: Es wird jederzeit modernere Lehrgegenstände geben, an denen man dasselbe oder etwas Ähnliches lernen kann.

Es lässt sich nicht übersehen, dass der neoliberale Ökonomismus auf die Schulen und Hochschulen voll durchschlägt. Und zwar von oben wie von unten. Von oben dergestalt, dass der derzeit amtierende Bundeskanzler mit einem zeitlichen Verzug von vier Jahren Bill Clinton nacheifert und in Lissabon den Anschluss einer jeden Schulbank ans Internet ankündigt. Von unten dadurch, dass ein nervös gewordener Mittelstand an den Erfolgsaussichten seines mühsam gezeugten Nachwuchses zweifelt, die eigenen Versäumnisse den Lehrern vorhält und verschärfte Leistung abfordert. Ich kenne Eltern, die der Überzeugung sind, die Vorbereitung fürs Abitur müsse schon in der Grundschule beginnen.

Früh krümmt sich, was ein Häkchen werden will – das ist die Logik, die der Markt der Nützlichkeiten zu erzwingen scheint. In dieser Situation geraten alle scheinbar nichtnützlichen Fächer in die Defensive. Ein Berliner Professor hat kürzlich herausgefunden – es stand nebenbei bemerkt in der ZEIT – , dass regelmäßige musikalische Praxis nicht allein die soziale Kompetenz verstärkt, sondern auch die Intelligenz fördert. Ich habe keinen Anlass, dieses willkommene Forschungsergebnis zu bezweifeln. Ich sehe nur, dass hier eine Begründungsmechanik bedient wird, die einem früher komisch erschienen wäre und die, wie ich behaupte, objektiv absurd ist.

In einem Liederbuch meiner Schulzeit stand als Motto zu lesen: „Sprich, und du bist mein Mitmensch. Singe, und du bist mein Bruder.“ Auch das ist komisch, wie ich sofort zugebe,

aber der Gedanke, es könnte ein gelungenes Schulkonzert für alle Beteiligten nicht nur einen Spaß, sondern eine große innere Bereicherung, eine Vertiefung des Empfindens und Verstehens bedeuten – dieser Gedanke ist zwar im pädagogischen Binnenraum evident, er hat aber in den Außenbeziehungen zu den Effizienzagenturen der Wirtschaft und des Staates keinen Marktwert. Um es einfacher auszudrücken: Wer zahlt, schafft an.

Die zwei Kulturen, von den C. P. SNOW gesprochen hat, existieren noch immer, aber sie haben sich verändert. Auf der einen Seite befindet sich der technisch-industrielle Komplex, der sein Verwertungsinteresse zum generellen Maßstab macht. Das hat seine Folgen. Nahezu alles, was die beschleunigte Informationsgesellschaft um- und antreibt, ob Computer oder Mode, Umwelt oder Globalisierung, Internet oder Fernsehen, erhebt Anspruch auf Berücksichtigung in Lehre und Forschung. Was Schüler heute kennen und können sollen, ist, verglichen etwa mit den friedlichen Sechzigern, geradezu monströs. Da verlangen rasend gewordene Modernisten die völlige Umstellung des Unterrichts aufs Internet, da wird, natürlich in Hamburg, deutsche Geschichte auf Englisch unterrichtet. Nicht anders an der Universität: Da wirft ein Traditionsfach wie die Germanistik ihre Standards über den Haufen, verkleidet sich als Kulturwissenschaft und erforscht die Mechanismen der Talkshows.

Aber die andere Kultur, bei C. P. SNOW die geisteswissenschaftlich intellektuelle, existiert nach wie vor. Sie hat sich allerdings aufgespalten in verzagte Modernisierer und weltflüchtig konservative Bildungsbürger. Einer davon ist BOTHO STRAUß. Er hat einmal verzweifelt gefragt: „Wer liefert das Vokabular zu einer gräßlichen Kritik der demokratischen Sinnenwelt? Ihre Übel gilt es anzuführen als Grundübel, ohne süßliche Relativismen, erzählt und bezeugt von einem Juvenal-Standort.“

Auf seltsame Weise weltflüchtig oder gegenwartsflüchtig ist auch MANFRED FUHRMANN, den Sie vermutlich alle kennen. In seinem bemerkenswerten Buch „Der europäische Bildungskanon des bürgerlichen Zeitalters“ schildert er mit gelassener

Kenntnis und Bildung, der sich auf einen ziemlich genau begrenzten Fundus der Kunst und der Philosophie bezieht und das Reich des Wissenswerten in jenem Ensemble von Fächern ordnet, das noch heute rudimentär an den Gymnasien Gültigkeit hat.

Das Erstaunliche an dieser Darstellung ist ihre vollkommene Rückwärtsgerichtetheit. FUHRMANN macht einen breiten Rücken gegen die verdrießliche Gegenwart, indem er ausschließlich über das Zeitalter des Bürgertums spricht, das vom späten 17. bis zum frühen 20. Jahrhundert Träger dieser Bildungsidee gewesen war. Dieses Bürgertum, so FUHRMANN, existiere nicht mehr, ebensowenig wie sein zentraler Bildungsort, das Gymnasium, und damit sei auch der europäische Bildungskanon verschwunden. Der Leser vergießt eine Träne. Hat ihm doch FUHRMANN den schönen Reichtum der europäischen Kultur verlockend vor Augen geführt, um ihn dann ungetröstet in die Kälte der Massenkultur zu entlassen. Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder.

Ist das klug oder resignativ? Die Klugheit könnte darin bestehen, dass FUHRMANN den auf Bildungszug gesetzten Leser zum Widerstand gegen den Verlust animieren möchte. Ich habe meine Zweifel an dieser Lesart. Es scheint eher so, als segele FUHRMANN ungern im seichten Brackwasser gegenwärtiger Misere, als fühle er sich auf den tiefen Meeren der Geschichte wohler. Aus seinem Buch spricht der Geist der Exklusivität, der weiß, dass die Schätze, die er zu bieten hat, an den Börsen nicht notiert werden, was ihm aber nichts ausmacht.

Ich gestehe, dass mir diese Haltung, die man gerade bei gebildeten Zeitgenossen nicht selten findet, missfällt. Wenn nämlich FUHRMANNS Gedanke zutrifft, dass der Begriff Europa auch ein Bildungsbegriff ist, dann kommt es mir ziemlich eskapistisch vor, auf Intervention zu verzichten. Bei BOTHO STRAUß, von dem ich glaube, dass er einer der letzten radikal gesellschaftskritischen Intellektuellen ist, fand ich die

folgende Bemerkung: „Dass Naturwissenschaft und Technik einmal so unfruchtbar stagnieren wie die Altphilologie heute, dass die letzten Innovationen im Automobilbau einmal Dezenen zurückliegen, dass eine Periode anbricht, in der die Technik, dem Weg aller Kulturleistungen folgend, an allgemeinem Interesse verliert, wie Kunst und Kirche, das nimmt sich heute so unwahrscheinlich aus wie die Erfindung einer negativen Science fiction.“

Dass die Altphilologie stagniere, ist eine Behauptung, die ich nicht überprüfen kann, mir scheint aber, dass FUHRMANN eine Chance vergeben hat. Selbst wenn man zugesteht, dass es ein Bildungsbürgertum im Sinne FUHRMANNS nicht mehr gibt, so wird man doch feststellen können, dass eine andere soziokulturelle Schicht, eine andere Elite an dessen Stelle getreten ist. Irgendjemand wird es ja sein, der SLOTERDIJK oder HABERMAS liest, der die ZEIT oder die FAZ oder den Merkur abonniert, ins Theater oder in die Museen geht. Allein die Quantität der heutzutage verkauften Klassiker übertrifft um ein Vielfaches die Zahlen der von FUHRMANN gerühmten Epoche. Weder kann man unterstellen, die Konsumenten läsen nicht oder sie verstünden nicht, was sie lesen und sehen, noch kann man unterschiedslos von Massenkultur reden.

Die Frage ist weniger, wie man die Funktionselite, die dem Bürgertum gefolgt ist, näher umgrenzt und bezeichnet, sondern wie sie sich bildet und bilden sollte. Und damit sind wir wieder bei der Legitimationsfrage. Wie könnte man die Notwendigkeit altsprachlicher Bildung zeigen, ohne in die Begründungsfalle zu tappen? Bevor ich eine Antwort darauf versuche, möchte ich den Spieß herumdrehen und behaupten: Die Beweislast liegt nicht beim Angeklagten, sondern beim Ankläger. Wer altsprachliche Bildung abschaffen will, der muss begründen weshalb.

Angenommen, eine Bürgerinitiative hätte sich die Abschaffung des Mathematikunterrichts zum Ziel gesetzt und die Mathematiklehrer müssten – übers einfache Rechnen hinaus – die Notwendigkeit ihres Fachs begründen, sie kämen in nicht geringe Schwierigkeiten. Der Umgang mit einem Taschenrechner ist schnell erlernt, und

höhere Mathematik ist für die meisten Berufe nicht notwendig. Ich jedenfalls habe das meiste aus meinem Mathematikunterricht vergessen und nie wieder gebraucht.

Aber leider ist klar, dass der Hase so nicht läuft. Die öffentlichkeitswirksamen Kriterien sind andere. Ich bin zum Beispiel der Meinung, dass ein literarischer Kanon existiert, und zwar ganz unabhängig davon, ob er anerkannt wird oder nicht. Es gibt keinen vernünftigen Zweifel daran, dass GOETHE, HÖLDERLIN, KLEIST, KAFKA, RILKE und THOMAS MANN, um nur ein paar wenige Namen aus der deutschen Literatur zu nennen, die kulturelle Tradition, in der wir stehen, so entscheidend mitbestimmt haben, dass ihre Kenntnis bei einem Abiturienten vorausgesetzt werden muss – so wie ein Abiturient selbstverständlich wissen sollte, was eine Parabel oder eine Hypotenuse ist. Dieses apodiktische Urteil wird aber nur von wenigen geteilt, obwohl ihre Zahl allmählich wieder zunimmt, erfreulicherweise. Aber noch immer ist es so, dass die Notwendigkeit der Kafka-Lektüre oder gar der Homer-Lektüre unter einem Beweisdruck steht, der für andere Kenntnisse keineswegs gilt.

Kürzlich sprach ich mit einem Altphilologen des Johanneums darüber, dass es ja wohl nicht ganz leicht sei, den Eltern und Schülern die Notwendigkeit des Griechischen zu begründen. Der in Heiterkeit ergraute Mann sagte mit listigem Lächeln: „Das können Sie nicht begründen. Es ist schön.“

Natürlich muss man, und das ist die große Aufgabe der Schule, den Schönheitssinn hervorlocken und entwickeln. Aber wir leben in einer Zeit, in der die Schönheit einer Sache nicht als hinreichender Daseinsgrund gilt. Ich meine damit natürlich nicht Mode oder Kosmetik oder ähnliches, sondern Ästhetik. Die ästhetische Gestalt eines Rilke-Gedichts oder einer Passage aus der Odyssee ist, davon muss ich Sie nicht überzeugen, jedes Lernens und Nachdenkens wert. Aber ganz ohne Liebe, ohne Leidenschaft geht das nicht, und die Schwierigkeit besteht darin, dass man nur denjenigen von Schönheit überzeugen kann, der ein Gespür dafür hat. „Ein Kunstgebild“, sagt MÖRIKE, „wer achtet

sein? Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.“

Mit Schönheit allein, das gebe ich zu, kann man den Kampf der Argumente nicht gewinnen. Aber das Ideal der humanistischen Bildung hat sich ja nie auf diesen Gedanken allein gegründet. Es war immer auch geistespolitisch motiviert. Werfen wir einen Blick auf den scheinbaren Antipoden all dessen, was altmodischen Humanisten am Herzen liegt. Ich spreche von Amerika, jenem Land, aus dem in kulturkonservativer Sicht alles Unheil der Moderne gekommen ist und kommt, von Coca Cola bis zur Talkshow und zum Internet. Aber das ist natürlich nur die eine Seite.

Die andere Seite besteht darin, dass sich die amerikanischen Gründungsväter immer als die besseren Europäer verstanden haben. Sie stützten sich auf die Tradition des Christentums und der Antike. Es war das neue Jerusalem, die biblische Stadt auf dem Hügel, *The City upon the Hill*, die JOHN WINTHROP, der Gouverneur der Massachusetts Bay Company, 1630 errichten wollte. Und noch im Januar 1997, in seiner zweiten Inaugurationsrede, berief sich Präsident CLINTON auf das *Promised Land*, das Gelobte Land und das Land der Verheißung. Er sagte: „Lasst uns, geleitet durch die überlieferte Vision des Gelobten Landes, ein Land neuer Verheißung in den Blick fassen.“

Zum Land der Verheißung gehört auch der Rekurs auf die Antike. Das ist leicht zu erkennen, wenn man die *Federalist Papers* liest, die in den Jahren 1787 und 1788 von ALEXANDER HAMILTON, JAMES MADISON und JOHN JAY verfasst wurden. Die *Federalist Papers* bilden die Gründungsschrift der Vereinigten Staaten von Amerika, indem sie zwei scheinbar unvereinbare Dinge versöhnen und zum Ausgleich bringen: die Freiheit des Individuums und die Ordnung des Gemeinwesens.

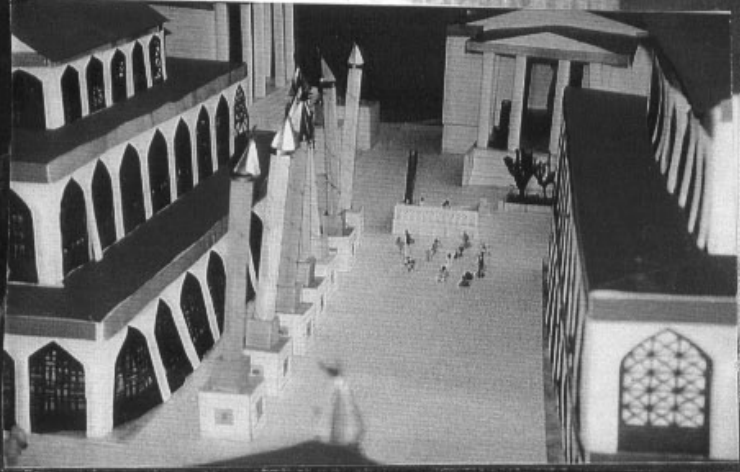
Vor allem HAMILTON und MADISON berufen sich dabei auf antike Vorbilder. Ausführlich diskutieren sie die Verfasstheit der griechischen Stadtstaaten und ihre Bündnispolitik. Es ist imponierend, mit welcher Selbstverständlichkeit die Autoren über rund zweitausend Jahre hinweg eine Traditionslinie ziehen, die nach



Römische
Legionärsb
Internatsgymnasium Pädagog
Bad Sachsa / Har



ALTPHILOLOGEN LOG



→
es
rot
ogium
rz

DIE SCHÖPFERISCHEN KRÄFTE DER ANTIKE

BUNDESKONGRESS 2000

DES DEUTSCHEN ALTPHILOLOGENVERBANDES



2000
ENVERBANDES



faktor
Personaldienstleistungen
Niederlassung HH-Harburg

EXXTRA

FIDIBUS
PORTAS **azünder**

ist bei der Türen-Renovierung
die Nr. 1 mit der größten
Erfahrung!

OMEGA
The sign of excellence

habitat

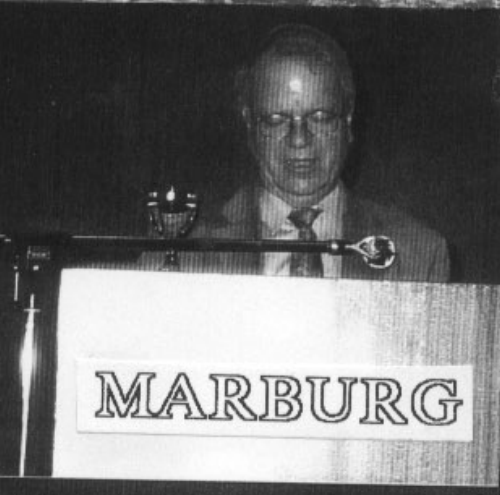
OMEGA

DIANA-Bac

Acer PC



concordia sieat Diskothek



ihrem Verständnis in der neuen amerikanischen Verfassung zur Vollendung kommt.

Sichtbarer Ausdruck dieses Vermächtnisses ist die antikisierende Architektur amerikanischer Parlamentsgebäude, die dazu geführt hat, dass nahezu jede amerikanische Provinzhauptstadt ihr Kapitol besitzt. Die seltsamste Pointe dieser Antikenbegeisterung ist die herculaneische *Villa dei Papiri*, die der Ölmilliardär Getty 1975 in Malibu nachbauen ließ. Sie leuchtet weiß unter einem blauen californischen Himmel. Aber der Pazifik ist halt doch nicht das Mittelmeer.

Ich bin nicht sicher, ob die politische Diskussion, die zur Gründung der europäischen Union und zu den römischen Verträgen geführt hat, eine derart in die Tiefe der Geschichte reichende Dimension hatte, wie sie die Verfassungsdiskussion der *Federalist Papers* auszeichnete. Aber ich bin sicher, dass sich Europa, wenn es gelingen soll, nicht bloß auf den Euro, auf das Preisbindungsverbot und den Freihandel stützen darf. Dieses historische Kraftwerk Europa, das nicht selten auf seinen GAU zugesteuert ist, muss Gegenstand der Lehre und des Unterrichts sein. Und Europa beginnt in Athen. Ohne Kenntnis des eigenen Herkommens, also der kulturellen Tradition, ist Europa nicht zu haben.

Aus diesem Grund finde ich das bereits erwähnte Buch von DIETRICH SCHWANITZ verdienstvoll, ungeachtet der berechtigten Kritik, die es auf sich gezogen hat. Mir gefällt an SCHWANITZ, dass er die Begründungsfalle einfach überspringt und ebenso frech wie überzeugend behauptet, dass humanistische Bildung keiner anderen Legitimation bedarf als die einer Erzählung, die uns unsere Herkunft und unsere Konflikte erklärt und anschaulich macht.

Das eigentlich Spannende an seinem Kompendium ist die Logik, ist die Zielrichtung dieser Erzählung. Sie behauptet erstens, dass es eine europäische Bildungsidee gibt, und zweitens, dass sie nach wie vor gilt. Sie entsteht aus zwei antagonistischen Kräften: der christlich-jüdischen Tradition und der griechischen Antike. Folglich zieht SCHWANITZ, manchmal kalauernd wie ein Alleinunterhalter, die gesamte Bibel und die gesamte griechische Mythologie als eine Nummernrevue ab, aber zugleich so eindringlich,

dass klar wird, wie die Geschichte Europas, bis in die geografischen Verzweigungen hinein, bis in die großen Darstellungen der Künste und der Literatur, immer wieder von diesem ebenso furchtbaren wie fruchtbaren Grundkonflikt vorangetrieben wird – selbst noch der Krieg in Jugoslawien, der sicherlich anders verlaufen wäre, der vielleicht sogar hätte vermieden werden können, wenn die westlichen Staatsmänner und Medien etwas weniger unwissend gewesen wären.

Die humanistische Bildung ist ein gutes Mittel zur Verringerung dieser historischen Unwissenheit, die sich ja nicht selten mit dem Trugschluss beruhigt, je länger etwas zurückliege, umso weniger sei es von Bedeutung. Es gehört zu den großen Irrtümern unserer Zeit, dass wir geneigt sind, Maßstäbe der Technik und der Wirtschaft auf alle anderen Sphären auszudehnen. Demnach wäre die humanistische Bildung veraltet, so wie der Vergasermotor oder das Drehscheibentelefon veraltet sind.

In geistigen Dingen gibt es kein Veralten. Es gibt nur das Vergessen. So wie der Balkan gewissermaßen vergessen worden war. Plötzlich erinnerte man sich an den grandiosen Roman „Die Brücke über die Drina“ von IVO ANDRIĆ. Man las ihn und sah, dass man ihn schon längst hätte lesen sollen, weil da alles schon gesagt war, man sah, dass Andrić die jugoslawische Katastrophe vorausgesehen hatte.

Zu meinen Bildungserlebnissen gehört die Wahrnehmung, dass die vielgepriesenen Aquädukte der Römer, die jeder Reiseführer mit drei Sternen kennzeichnet, insofern ein historischer Nonsens waren, als die anderthalbtausend Jahre ältere minoische Kultur das Prinzip der kommunizierenden Röhren schon gekannt hatte. Es war in Vergessenheit geraten, und der Fall mag ein Beispiel dafür sein, dass das Studium der Geschichte Umwege ersparen kann.

Ein anderes Beispiel war die sogenannte SLOTERDIJK-Debatte vor etwa einem Jahr. Sie war alles in allem nicht nur ein Philosophenstreit darüber, wie mit dem eugenischen Potential der modernen Biotechnik umzugehen sei, sondern auch ein Kampf um die Diskurshegemonie im neuen wiedervereinigten Deutschland. Die

Antike spielte dabei eine zentrale Rolle, und das Bemerkenswerte daran war, dass zweitausend Jahre alte Gedanken plötzlich wieder aktuell wurden. Nicht allein in der Auseinandersetzung mit NIETZSCHE, der ein Altphilologe war, sondern vor allem im Rückgriff auf PLATON. Dessen *Politeia* haben wir damals im Unterricht gelesen, und so wenig ich behauptete, nur derjenige könne hier mitreden, der PLATON im Original kenne, so sehr glaube ich andererseits, dass eben die genaue Lektüre des Urtextes demjenigen einen Vorsprung sichert, der die ethischen Fragen der Gentechnik genauer verstehen will.

Ihre Aktualität nimmt ja zu, wenn wir an den Kampf zwischen CRAIG VENTER und dem HUGO-Projekt denken. Ich wüsste übrigens gerne, und dafür reichen meine längst verblassten Griechisch-Kenntnisse nicht mehr aus, ob SLOTERDIJKS Lesart des *Politikos* und der *Politeia* zutreffend ist. Woran ich zweifle. Es sollte möglichst viele Menschen geben, die PLATONS Texte im Original lesen und mitdiskutieren könnten.

Andererseits ist die Aktualität PLATONS überhaupt nicht erstaunlich, wenn wir uns vor Augen halten, dass die grundlegenden Mythen, von denen unsere Kultur bestimmt ist, ihren Ursprung in der griechischen und der römischen Kultur haben. Die tragischen Stoffe, ob Antigone oder Ödipus, sind nie inaktuell geworden, und noch jüngst hat CHRISTA WOLF in ihren Büchern das Medea- und das Cassandra-Motiv literarisch neu interpretiert und gestaltet.

Ogleich man zugeben muss, dass CHRISTA WOLFS Adaptionen eine Antike mit Filter darstellen, gewissermaßen Antike *light*, so wird doch dadurch, wie geschwächt auch immer, eine bestimmte Tradition wach gehalten, und ich bin sicher, dass es eine andere Generation geben wird, die einen neuen Sinn für das Tragische und für die fundamentalen menschlichen Konflikte entwickelt und dass sie dies an den antiken Stoffen und Formen lernt – im Gegensatz zu jener systematischen Seichtigkeit und Gedankenferne, die derzeit nicht allein die Talkshows, sondern auch die aktuelle Kunstproduktion beherrscht. Wobei man nur hoffen kann, dass dieses tragische Verständnis nicht durch äußere Zwänge, durch Not und Krieg, gefordert wird.

Niemand verlangt, alle Gymnasiasten oder Oberschüler sollten eine altsprachliche Bildung erhalten müssen. Ich bin allerdings davon überzeugt, dass eine europäische Elite, die den Namen verdient, davon Kenntnis haben sollte. Seitdem der vormalige Bundespräsident ROMAN HERZOG für Elite plädiert hat, darf man ja wieder darüber reden.

Elitisierungsprozesse sind in jeder Gesellschaft unvermeidlich. Wenn sie offen gewollt sind und unter nachprüfbaren Bedingungen ablaufen, sind sie legitim und produktiv. Dann kann ein jeder, der begabt und leistungsbereit ist, daran teilhaben, und zugleich wird er, wenn diese öffentlich geförderte Elitisierung richtig funktioniert, sich ständig daran erinnert sehen, dass der Begriff der Elite eine besondere Verantwortung für das Öffentliche und für das Gemeinwohl mit einschließt.

Wenn aber, wie es unter dem Diktat der elitefeindlichen, scheinbar egalitären Bildungspolitik der vergangenen Dezennien der Fall war, die Elitisierungsprozesse subkutan ablaufen, dergestalt etwa, dass vermögende Eltern ihre Kinder auf Privatschulen und -universitäten vornehmlich des Auslandes schicken, weil sie die Erfahrung machen, dass unsere sogenannten Gesamtschulen und Gesamthochschulen eher Wartehallen gleichen als Bildungseinrichtungen, dann koalieren auf alte Weise Besitz und Bildung, was niemand wollen kann.

Eigentlich bemerkenswert ist aber die Tatsache, dass die humanistischen Gymnasien immer noch nicht ausgestorben sind, dass sie sich, wenn auch auf minimaler Basis, im Gegenteil eines anhaltenden, sogar leicht ansteigenden Zuspruchs erfreuen. Woran liegt das? Ich bin Realist genug um zu sehen, dass etwa die Eltern, die ihre Zöglinge aufs Johanneum schicken, in der Regel keine glühenden Anhänger humanistischer Bildung sind. Oftmals wissen sie gar nicht, was das ist, und spätestens, wenn die Tochter klagend vor ihren Lateinaufgaben sitzt, werden erste Zweifel wach.

Es gibt aber in unserer Gesellschaft, in der ja, sofern die Penunzen reichen, und das ist in Hamburg-Winterhude oftmals der Fall, im Prinzip alles käuflich ist, es gibt in dieser Gesellschaft ein

starkes Bedürfnis nach Distinktion. Wenn jeder-mann eine Rolex haben kann oder ein Rolex-Imitat, das vom Original nicht zu unterscheiden ist, dann erzielt man plötzlich mit der Kenntnis des „Faust“ oder des Lateinischen einen Distinktionsgewinn, der sonst so leicht nicht zu haben ist.

Ich finde an dieser Motivation nichts Bekla-genswertes, weil Entscheidungen für Bildungs-wege selten unvermischter Natur sind. Das Bedrückende ist nur, dass heutzutage die Begriffe Elite und humanistische Bildung zweierlei sind und selten zusammengedacht werden. Die Bil-dungsfeindlichkeit, die Ende der sechziger Jahre begann, hat ein Traditionsloch gerissen, von dem ich nicht weiß, wann es je wieder gefüllt werden kann.

Ich weiß wohl, dass meine Generation, die sogenannten Achtundsechziger, daran schuld ist, und deshalb kenne ich auch die guten Gründe, die dazu geführt haben. Der Muff von tausend Jahren – diese Kritik war berechtigt und zwingend. Ich

Die europäische Kultur am Scheideweg

FRIEDRICH MAIERS Beitrag ‚Die Antike am Schei-deweg‘ (FC 3/99, S.131-133) hat, wie zu erwar-ten, eine vielfältige Diskussion entfacht und zu weiterführenden Gedanken angeregt. Dies gilt m. E. besonders für BURNIKELS Ausführungen samt seiner Schlussfolgerung, die Antike befinde sich am Scheideweg, „weil Europa mit seiner Kultur am Scheideweg ist“ (FC 1/2000, S.17).

Hiermit setzt sich offensichtlich Burnikel in Gegensatz zu Maiers Standpunkt. Dieser meint ja, ein neuer kultureller Entwurf – doch wohl für Europa, wenn nicht gar für die westliche Zivilisation insgesamt – scheinbar gelungen, allerdings, und hier setzen Maiers kritische Bedenken ein, ohne Teilnahme der Verfechter der Antike und ihrer kulturellen Bedeutung: „Haben die schulischen Vertreter der Antike diesen Trend (sc. zu einem neuen kulturellen Entwurf) wahrgenommen? Ist ihnen vielleicht gar die Möglichkeit, Zukunft mitzugestalten, aus den Händen geglitten?“ (a. O. 131).

Maiers Behauptung von einem gelungenen kulturellen Entwurf vermag ich nicht in Einklang zu bringen mit etlichen seiner Ausführungen in

erinnere mich eines Satzes aus dem Griechisch-Unterricht, der mich immer wieder beschäftigt hat: Jung stirbt, wen ein Gott liebt. Νέος δ' ἀπόλλυθ' ὅστιν' ἄν φιλήῃ θεός. Wir mussten diesen Satz des Iterativs wegen lernen, aber wir haben nie darüber gesprochen, was er bedeutet. Er bedeutet, wie Sie sich denken können, für einen jungen Menschen sehr viel. Aber so etwas gehörte nicht in den Griechisch-Unterricht – damals.

Ich wünsche Ihnen und uns allen, dass solche Versäumnisse heute seltener vorkommen, dass Sie mit Ihren Schülern nicht allein über den Iterativ sprechen, sondern auch über die geistige Welt, aus der er kommt, und dass Sie immer genügend Schüler haben, die sich dafür interes-sieren.

Ich bedanke mich für Ihre Geduld und Auf-merksamkeit und wünsche Ihnen für den Fort-gang der Tagung alles Gute.

ULRICH GREINER, Hamburg

seinem jüngsten Plädoyer für die Cäsarlektüre (FC 1/2000, S.3-8). – Dabei denke ich gar nicht so sehr an seine Betonung des Umstandes, dass heutzutage fast überall ohne Unterbrechung die Menschenrechte mit Füßen getreten würden und die Würde des Menschen auf brutalste Weise missachtet werde (vgl. a.O. S.5). Hier ließe sich nämlich einwenden, dies seien Fakten, die von Gewicht wären, wenn es um die Beurteilung des heutigen politischen, nicht des kulturellen Entwurfes ginge.

Zur Beurteilung des modernen kulturellen Entwurfes gehört indes fraglos die Übermacht der heutigen Medien und deren Beeinflussung der Kinder und Jugendlichen, auf die Maier zu Recht mit Nachdruck hinweist: „Schon die Zei-chentrickfilme der Kindersendungen, in denen wahllos und ohne Ende geschossen und getötet wird, bewirken, ... dass die Jüngsten immer brutaler werden und vor allem die Grenzen immer weniger kennen ... Die Kinder verlieren den Bezug zur Realität, alles wird für sie harmlos wie im Fernsehen. Mit 15/16 Jahren sind die Schüler schon so in dieser ‚Kriegs- und Gewalt-

welt‘ zu Hause, dass sie den Erscheinungen eher gleichgültig, kritiklos, nicht mit dem nötigen Ernst gegenüberstehen, ja sogar darüber belustigt, geradezu fasziniert sind. ... Töten, Morden, Gewalttätigkeit sind Unterhaltungsinhalte“ (a. O. S. 4).

Um meinen Standpunkt über Burnikel hinaus zu präzisieren, mache ich mir gern Maiers Aufforderung, die Fachgrenzen zu überschreiten und den gesamtgesellschaftlichen Diskurs mit einzubeziehen, zu eigen.

Die bis heute nachdrücklichste gesamtgesellschaftliche Diskussion des letzten Jahres hat PETER SLOTERDIJK ausgelöst mit seinem Vortrag, den er im Herbst 1999 auf Schloss Elmau gehalten hat. Wenn ich ihn recht verstanden habe, so meint er, in der westlichen Kultur haben sich die Menschen vornehmlich durch eine intensive Aneignung der klassischen Texte zivilisiert, seien diese griechischen, lateinischen, italienischen, deutschen, französischen, englischen oder eines anderen europäischen Ursprungs. Heute aber gelinge die Entbarbarisierung auf diesem Wege nicht mehr. Man müsse daher nach einer anderen Möglichkeit Ausschau halten. Am nächsten liege angesichts der Erfolge der Genforschung, dass man eine systematische Züchtung der Menschen in Angriff nehme, also Genmanipulationen in ethischer Absicht an der zukünftigen Generation betreibe.

Ich mag SLOTERDIJKS Pessimismus nicht teilen und glaube nicht, dass die westliche Welt die Situation am Scheideweg bereits hinter sich hat und eine Entbarbarisierung nur noch durch Züchtung schaffen kann. Ich denke, sie steht noch am Scheideweg. Es ist indes höchste Zeit, dass alles getan wird, damit der Westen wieder bewusst den traditionellen Weg ‚Zivilisierung durch Aneignung klassischer Texte‘ beschreitet.

Ist damit die Situation am Scheideweg skizziert, in der sich m. E. die gesamte westliche Kultur befindet, so scheint für die europäische Union die Lage noch diffiziler. Denn sie befindet sich meiner Ansicht nach in einer grundlegenden Krise, die an verschiedenen Symptomen sichtbar wird: Der Euro fällt und fällt. Die Osterweiterung wird immer mehr verschoben, so dass sie zu

scheitern droht. Boykottmaßnahmen gegen Österreich, die schwer mit den EU-Verträgen in Einklang zu bringen sind, führen zu einem offensichtlich länger anhaltenden Konflikt innerhalb der Union.

Diese Krise hat gewiss mannigfaltige Ursachen; eine wichtige, wenn nicht gar die entscheidende scheint jedoch zu sein, dass man das Pferd vom Schwanz her aufgezäumt hat: Statt dass man wie bei früheren erfolgreich vollzogenen Zusammenschlüssen von Völkern und Staaten zuerst eine kulturelle und politische Einheit sich bilden ließ, um danach gleichsam wie mit einem Schlussstein den Bau mit einer gemeinsamen Währung zu krönen, ist die EU umgekehrt verfahren. Sie hat die gemeinsame Währung eingeführt, obwohl die Versuche zu einer gemeinsamen Politik im wesentlichen gescheitert waren; und um eine gemeinsame kulturelle Basis hat man sich erst gar nicht ernsthaft gekümmert.

Die EU steht also nicht nur an dem Scheideweg, den ich bereits skizziert habe und an dem sie m. E. sich mit der gesamten westlichen Welt befindet. Sie steht überdies vor der Alternative, entweder von einer Krise in die nächste zu geraten oder sich intensiv darum zu bemühen, dass ein gemeinsames kulturelles und politisches Fundament erwächst.

Zur Erschaffung der politischen Basis vermögen wir Altphilologen keinen besonderen Beitrag zu leisten. Anders verhält es sich dagegen, wenn es um die Konstitution einer kulturellen Identität Europas geht. Diese lässt sich nur gewinnen, wenn wir Europäer uns der gemeinsamen antichristlichen Herkunft bewusst werden. Und dabei können wir mitwirken.

Früher, etwa noch vor 20 Jahren, hätte ich auf Vergil als den Vater des Abendlandes rekurriert. Heute wirkte ein solcher Bezug als Ausgangspunkt wirklichkeitsfremd, ungeachtet meiner Hoffnung, dass Vergil sowie andere antike Dichter und Denker seines Gewichts doch noch eines Tages für Europa identitätsstiftend wirken könnten.

Heute hingegen müssen wir uns bescheiden und uns ganz klar eingestehen, dass sich die zukünftige Wirkmöglichkeit der Antike auf der *Mittelstufe* entscheidet: Gelingt es uns

nicht, für diese ein überzeugendes und zugleich attraktives Konzept zu entwickeln, so wird die Antike alsbald jede Einflussnahme auf das zukünftige kulturelle Leben verlieren.

Somit tritt ein Thema in den Vordergrund: die Cäsar-Lektüre auf der Mittelstufe. Denn so lange nicht geklärt ist, ob und ggf. wie lange das *Bellum Gallicum* auf der Mittelstufe behandelt werden soll, lässt sich kein Lektürekonzzept für sie erstellen. Zudem hat Maier (FC 1/2000) ein interessantes Plädoyer für die Cäsar-Lektüre gehalten¹. Maiers Ausgangspunkt ist nicht so sehr das große Format, das Cäsar als Politiker, Feldherr und Autor fraglos hat, auch sind es nicht vornehmlich seine Taten, die Europa in entscheidender Weise geprägt haben. Sein Anliegen gilt vielmehr vor allem dem Schüler, der sich von der virtuellen Gewaltwelt, die die Medien kreieren, vereinnahmt, ja oft sich ihr ausgeliefert sieht. Als Gegengift sozusagen zu dieser Überwältigung soll sich der Schüler am klassischen Szenarium des *Bellum Gallicum* mit den Schlüsselproblemen Krieg und Gewalt auseinandersetzen und so diesem Problemkreis distanzierter und mit besser begründeten Einstellungen begegnen können.

Halte ich diesen Ansatz auch für zeitgemäß und sehr diskussionswürdig, so bin ich doch von seiner Durchführbarkeit auf der Mittelstufe noch nicht überzeugt. So lange ich nicht in dieser Hinsicht eines Besseren belehrt werde, neige ich weiterhin zu den Alternativen der Cäsar-Lektüre, etwa zu der Lektüre von Terenz' *Adelphen*.

Bei der Behandlung dieser Komödie lässt sich das eigentliche Ziel allen altsprachlichen Unterrichts – Zivilisierung durch Aneignung klassischer Texte – im Gegensatz zur Cäsar-Lektüre dadurch erreichen, dass man den Intentionen des Autors nachspürt.² Man darf, ja man muss bei der Erarbeitung des Textes das Wesentlichste in dem suchen, was der Autor sagt, und nicht, wie bei der fast kriminalistischen Entschlüsselung von Cäsar-Texten in dem, was der Autor nicht sagt, was er verschweigt, um in die Irre zu führen, um seine Taten in einem besseren Lichte darzustellen usw.

Hinzu kommt, dass die bisherigen Schwierigkeiten, die die Lektüre einer Komödie auf der

Mittelstufe machte – Dialoge in der ersten und zweiten Person anstelle von Aussagen in der dritten; umgangssprachliche Redewendungen; eine Vielzahl sonst unbekannter kleiner Wörter sowie der verschiedensten Arten von Ausrufen, Flüchen und Verwünschungen – , sich jetzt recht passabel lösen lassen. Man braucht nur ein oder zwei Asterix-Hefte – etwa *Asterix Gallus* und *Asterix apud Britannos* – vorweg zu behandeln. Jedoch, nicht mit der ganzen Klasse von vorne bis hinten! Solche Exerzitien vertragen weder Asterix noch Obelix. Das habe ich selbst sehr deutlich in meinem Seminar in Rostock und auch in der Parallelveranstaltung in Greifswald gespürt: Comics sprechen nur an, wenn sie schnell durchgegangen werden. Deshalb sollten nur der Anfang und einige ausgewählte Stellen der gemeinsamen Erarbeitung im Plenum vorbehalten werden. Alles andere muss auf Gruppen aufgeteilt werden, die bei ihren Berichten im Plenum jedoch auch Auskunft zu geben haben über Sprachliches, wie etwa über Flüche, Verwünschungen, colloquiale Redewendungen usw., so dass im Plenum zusammengestellt und dann von allen gelernt werden kann, was für die Lektüre der *Adelphen* nötig scheint.

- 1) So interessant mir Maiers neuer Ansatz für die Cäsar-Lektüre scheint, für so wenig fair halte ich seine Kritik an Fuhrmann auf S.6. Maier hat, um nicht missverstanden zu werden, objektiv gesehen mit seiner Kritik recht. Das Erasmus-Textchen, das er aus Fuhrmanns Aufsatz „Cäsar oder Erasmus?“ aufgespießt hat, ist pädagogisch gesehen ungeeignet, und es ist dennoch seit der Erstveröffentlichung des Aufsatzes (1974 im Gymnasium) in ihm stehengeblieben. Dieses Beispiel aus den *Colloquia familiaria* ist aber weiterhin von keiner Bedeutung mehr gewesen. Vielmehr hat Fuhrmann zusammen mit mir 1975 die „Ohrfeigen gegen Barzahlung“ veröffentlicht, ohne dieses Textchen zu verwenden. Die Texte aber, die sich hier – auch aus Schriften von Erasmus – finden, lassen sich sehr wohl pädagogisch verteidigen (vgl. Verf., *Die Übergangsektüre. Didaktische Überlegungen und Erläuterungen zu den Texten der Übergangsektüre*, AU 18, 1975, S. 5-12 u. S.63-78). Fair wäre es also gewesen, die Texte aus den „Ohrfeigen“ unter die kritische Lupe zu nehmen. Hier finden sich die pädagogischen Folgerungen aus Fuhrmanns Beitrag „Cäsar oder Erasmus?“.
- 2) Vgl. Verf., *Terenz' Adelphen und die modernen Erziehungsstile*, Gym. 107, 2000, 109-127.

JOACHIM KLOWSKI, Hamburg

„Jagdszenen in Vindolanda“ – Latein an englischen Grundschulen

Bericht über den 4. JACT-Minimus-Inset-Day am 12. 2. 2000, London University

Klassische Philologen, die hierzulande die nach wie vor bestehende, wenn nicht zunehmende Bedeutung der elementaren sprachlichen Grundbildung durch die Alten Sprachen behaupten, bekommen die immer gleiche Ansicht zu hören: Englisch sei mal als erstes wichtig, das sei der Zug der Zeit, da habe man keine Gelegenheit, sich noch mit Latein aufzuhalten. Damit wird unterstellt, dass man Englisch am besten aus sich selbst heraus lerne – je früher, desto besser –, und die Behauptung der Klassischen Philologen, dass das Erlernen des Lateinischen – je früher, desto besser – hilfreiche, wenn nicht notwendige Voraussetzung für ein vertieftes Verständnis und wirkliche Beherrschung der englischen Sprache, die über das Einlernen von Floskeln und Redewendungen hinausgeht, sei, wird abgewiesen.

Da ist es lehrreich, den Blick über den Kanal zu richten und zu erfahren, wie die Leistung des Lateinischen an englischen Schulen selbst gesehen wird. „*The pendulum has swung back*“, sagt BARBARA BELL, director des JACT-(*Joint Association of Classical Teachers*)-Minimus-project. Während man in den vergangenen Jahrzehnten vor allem im Bereich des staatlichen Schulwesens die Aufgabe der sprachlichen Bildung der Schüler nahezu ganz in den Hintergrund gedrängt habe und im Zuge dieser Entwicklung auch das Lateinische weitgehend aus den Schulen verschwunden sei, merke man jetzt, dass die Beherrschung des Englischen ohne Grammatikbildung keine Selbstverständlichkeit sei und dass die Schüler nicht über die einfachsten Grundkenntnisse verfügten. Namentlich Vertreter der Wirtschaft klagen vehement über die katastrophalen Sprachkenntnisse etwa bei Stellenbewerbern. Zugleich stelle man fest, dass auch englische Schüler nicht ohne Fremdsprachenkenntnisse auskommen sollten. Die britische Regierung hat daher ein Programm zur Behebung der Missstände aufgelegt: Einführung obligatorischen Grammatikunterrichts an allen staatlichen Primary Schools und zugleich Ausbau eines frühbeginnenden

Fremdsprachenunterrichts (insbesondere in Französisch).

Und wenn schon Fremdsprachenunterricht und Sprachunterricht an der Grundschule, so meint Barbara Bell, von Haus aus Lateinlehrerin an der Clifton High School, „*then why not Latin?*“ Aus der vorsichtigen Frage ist inzwischen ein Projekt professionellen Ausmaßes erwachsen: Da die vorhandenen Lehrbücher für Latein an den weiterführenden Schulen nicht für Grundschüler geeignet waren, wurde der Plan für ein eigenes Buch gefasst. Barbara Bell nahm unbezahlten Sonderurlaub, erstellte Material, gewann HELEN FORTE als Illustratorin, suchte und fand „*testing-schools*“, an denen das jeweils neue Material in der Praxis erprobt wurde, schließlich ließ sich Cambridge University Press für das Projekt gewinnen: Seit September 1999 ist „*Minimus - Starting out in Latin*“ im Handel (Preis: £8.95, Teacher's book: £39.95). Regelmäßig führt Barbara Bell auf nationaler wie regionaler Ebene Inset-Days durch, in denen sie Kollegen, die „Minimus“ benutzen oder benutzen wollen, über Begründung, Zielsetzung und unterrichtspraktische Aspekte ihrer Arbeit informiert.

Die britische Regierung, namentlich die Lehrplankommission im Unterrichtsministerium, begleitet das Projekt mit aufmerksamem Wohlwollen, aber ohne finanzielle Unterstützung. So mussten andere Geldquellen erschlossen werden: Der *Primary Latin Grant Fund* wurde ins Leben gerufen, in den nicht nur die Organisationen Klassischer Philologen und interessierte Privatleute, sondern besonders die Privatwirtschaft zum Teil erhebliche Beträge eingezahlt haben: rund 30.000 Pfund sind bisher an Spendengeldern eingegangen, nach gegenwärtigem Kurs über 100.000 DM.

Gefragt, welche Motivation denn Industriebosse wie FRANK SHARRATT, Chef der Kerr McGee Oil, einer Tochter der BP, an einer Förderung des Latein haben könnten, stellt BARBARA BELL einen Punkt in den Vordergrund: die Erwartung, dass die englischen Schüler

durch Latein endlich auch wieder Englisch lernen.

Freilich erschöpft sich der Erfolg des Unternehmens nicht in Organisation und Spendensammlung; ausschlaggebend ist vielmehr die hohe Qualität des Buches selbst: *Minimus*, die kleine Maus, ist die geduldete „Untermieterin“ der Familie Flavius in Vindolanda, Nordengland, direkt an der Grenze zum Barbarenland (die Ereignisse des Buches spielen etwa zwei Jahrzehnte vor der Erbauung von Hadrian's Wall), und sie leistet sich mit der Hauskatze *Vibrissa* („Whiskas“) Jagdszenen nach der Art von Tom und Jerry – allerdings ohne die Übertreibungen der Disney-Studios. Die Familie selbst besteht aus den Eltern, zwei Söhnen, einer Tochter, zwei Sklaven und einer Sklavin. In 12 Kapiteln erhalten die Schüler einen repräsentativen Eindruck vom Leben in einer römischen Garnisonsstadt: der Alltag der Soldaten und im Haus; Besuch des Provinzstatthalters; Thermen, Schmuck und Toilette; aber auch Besuch in der nächsten großen römischen Stadt (Eboracum – York) oder eine Geburtstagsfeier. Gerade der letzte Punkt gibt Anlass zu einem Blick auf die archäologische Fundstätte Vindolanda:

Das blühende Leben der Garnison fand eine jähe Unterbrechung, als die Truppe (vermutlich) in Dakien benötigt wurde. Holz- und (z.T.) Wachstafelchen, die als Notizmaterial gedient hatten, wurden aufgeschichtet und angezündet, verbrannten aber nicht vollständig. Und die Reste enthalten u. a. die authentische Geburtstagsfeier, die im Buch Grundlage des 1. Kapitels ist. Auch die übrigen archäologischen Details im Text wie auch in den gezeichneten Episoden sind auf Authentizität geprüft – bis hin zu den Sandalen der *mater familias*.

Mit der Geschichte der Familie Flavius sind kulturgeschichtliche Elemente kunstvoll verwoben: Lehnwörter (mit Hinweisen auf Besonderheiten der englischen Orthographie, die mit Hilfe der lateinischen Wurzeln verstehbar werden), antike Mythologie (Odysseus und Polyphem, Echo und Narcissus, die Medusa ...) u. a. m. Eine besondere Rolle spielt auf der britischen Insel naturgemäß das „*concept of invasion*“, das am Beispiel des keltischen

Sklaven *Candidus* einfühlsam zum Thema gemacht wird.

Auch das Konzept des Spracherwerbs ist mit großer Gewissenhaftigkeit angelegt: Systematisch werden die Wortarten eingeführt (einschließlich der wichtigsten Kongruenzregeln), und die Personalendungen des Indikativ Präsens werden etabliert, ebenso der Imperativ Präsens. Die Deklination ist für die englischen Schüler natürlich ein besonderes Problem, doch wird immerhin der Akkusativ eingeführt.

Bei all dem kommt *Minimus* ganz ohne klassisch-philologische Pedanterie daher. Alles wird so locker und kindgemäß vorgeführt, dass es für alle angesprochenen Kinder, auch in den staatlichen Grundschulen, aufnehmbar wird. Man muss wissen, dass in Großbritannien neben dem staatlichen Schulwesen ein voll ausgebautes privates Schulsystem existiert: wohlhabende und solche Eltern, die ihren Kindern etwas Gutes tun wollen, nutzen die privaten *Preparatory Schools* (in denen z. T. schon länger Latein unterrichtet wird), während sich in den staatlichen *Primary Schools* die sozialen Härtefälle sammeln. Berichte aus beiden Schulformen beim *Inset-Day* am 12. Februar haben gezeigt, dass das Latein hier wie dort bestens ankommt:

Euphorische Reaktionen von Schülern und Eltern mit der dringenden Bitte um einen zweiten „*Minimus*“-Band bestätigen entsprechende Berichte in der lokalen wie überregionalen Presse. Auch die Verkaufszahlen sprechen für sich: von den 7.000 Exemplaren der ersten Auflage sind bereits 4.500 verkauft.

Es steht zu hoffen, dass BARBARA BELL für den zweiten Band die nötige Muße finden wird – zumal da bereits eine Cassette zur Dokumentation der lateinischen Aussprache, ein Video über *Minimus* in Vindolanda und weiteres, über das *Teacher's book* hinausgehendes Material in Vorbereitung sind. Auch Postkarten und Bleistifte mit *Minimus* gibt es schon.

Was in England höchst erfolgreich ist – frühbeginnender Lateinunterricht –, ist auch in Deutschland möglich. Erste Versuche bei Aschaffenburg und in Weilheim am Starnberger See (am Nachmittag außerhalb des eigentlichen Unterrichtsprogramms) zeigen, dass auch die

bayerischen Schüler das Lateinangebot in der Grundschule begeistert wahrnehmen. Frühere Bedenken, das Latein sei der Lebenswelt der Schüler viel zu fern, es sei überdies trocken und langweilig, haben sich als völlig verfehlt erwiesen. Denn wenn auch bisher kein so attraktives Lehrbuch wie „Minimus“ zur Verfügung steht – eine deutsche Übersetzung ist zwar geplant, doch werden für den deutschen Sprachraum nicht unerhebliche Anpassungen nötig sein –, so ist die Methode doch dieselbe wie in England: Lernen in festen Wendungen, ohne dass jedes Wort analysiert werden müsste; Nachsprechen und Umsetzung im Rollenspiel; Singen lateinischer Lieder; Spiele, Bastelarbeiten (z. B. Togen oder Schreiftafeln) u. dgl.

Der frühbeginnende Lateinunterricht gleicht damit weithin dem frühbeginnenden Englisch- oder Französischunterricht, wie er an den Schulen bereits etabliert ist. Er übersteigt dessen Leistungen aber, indem er allen Grundschulern (nicht nur den künftigen Gymnasiasten!) eine Einführung in die Struktur der Muttersprache der europäischen Sprachen gibt und indem er sie in einen Kulturkreis einführt, mit dem die Mehrzahl so nicht wieder in Berührung kommen wird. Der frühbeginnende Unterricht in den modernen Fremdsprachen will den Horizont der Schüler unter synchronem Aspekt erweitern: Ähnlichkeiten und Unterschiede in den europäischen Nachbarländern. Der frühbeginnende Lateinunterricht nimmt den diachronen Aspekt hinzu: die gemeinsamen Wurzeln Europas im Imperium Romanum.

Es wäre mehr als wünschenswert, dass der Fremdsprachenunterricht an den Grundschulen nicht auf die modernen Fremdsprachen (oder gar auf Englisch, das ohnehin jeder lernen

wird) beschränkt wird, sondern dass das Latein als grundbildende Alternative in den Kanon der Fremdsprachen an der Grundschule aufgenommen wird. Wenn schon das Englisch der englischen Muttersprachler von der lateinischen Grundbildung profitiert, wieviel mehr muss das für die deutschen Schüler gelten!

BARBARA BELL verweist darauf, dass die hohe Akzeptanz ihres Projekts, die finanzielle Unterstützung von Privatpersonen wie aus der Wirtschaft und die Verkaufszahlen des Buches vor dem Hintergrund eines verbreiteten „*revival of the classics*“ zu verstehen sind. Hatte man jahrelang die Klassische Bildung als nutzlosen Ballast in den Hintergrund gedrängt, stelle man nun fest, dass die nutzenorientierte Beschränkung auf die Gegenwart auf die Dauer doch reichlich unbefriedigend sei: In Volkshochschulen gehen die Anmeldungen nicht nur für Latein, sondern auch für Altgriechisch mittlerweile in die Hunderte!

Es sieht so aus, als gehe uns Großbritannien um eine Phase der Bildungspolitik voraus. Während man dort die Alten Sprachen wiederbelebt (die noch immer Refugien gefunden haben, in denen sie die Zeiten der Ignoranz überdauerten), versucht man hierzulande derzeit mit Macht, sie aus den Schulen hinauszudrängen. Welche geistige Verarmung die Konsequenz dieser Bestrebungen ist, wird auch in Deutschland nicht dauerhaft verborgen bleiben: *The pendulum will swing back*; es ist nur eine Frage der Zeit!

MATTHIAS LUDOLPH, Aschaffenburg
(*Der Autor unterrichtet Latein, Griechisch und Geschichte am Kronberg-Gymnasium in Aschaffenburg und leitet darüber hinaus einen Wahlkurs Latein in der 4. Klasse der Grundschule Johannesburg.*)



Buch- und Offsetdruck – Repro & Buchbinderei

Hauptstraße 47 · 84172 Buch a. Erlbach
Telefon 0 87 09/15 65 · Fax 0 87 09/33 19

Dr. Karl Bayer zum 80. Geburtstag

Am 29. Juli 2000 feiert Dr. Karl Bayer seinen 80. Geburtstag, in der Tat ein Anlass, dieses Mannes in Dankbarkeit und Verehrung zu gedenken. Wer Bayer – wie ich – zum Seminarlehrer hatte, darf sich glücklich preisen, lernte er doch von ihm alles, was den Lateinunterricht modern und attraktiv macht. Meisterlich verband er methodisches Geschick mit didaktischer Reflexion. Zahlreiche Aufsätze veröffentlichte er darüber. Zu seinem 70. Geburtstag haben KLAUS WESTPHALEN und ich eine Auswahl davon in dem Sammelband „Das Angebot der Antike“ (Oldenbourg-Verlag München) veröffentlicht. Sein Fachverständnis bezog er ständig in den großen Zusammenhang der Bildungstheorie und Bildungspolitik ein, weshalb er sich auch auf Landes- und Bundesebene fachpolitisch engagierte. Er gehörte zu jenen Kämpfern, die in den 60er Jahren SAUL B. ROBINSON in Berlin Paroli boten und den altsprachlichen Unterricht im Zuge der Curriculumreform nicht nur vor dem Untergang retteten, sondern ihn auf eine neue tragfähige Grundlage stellten. Die Folgen dieser positiven Entwicklung, die sich in der sog. DAV-Matrix niedergeschlagen hat, sind heute noch spürbar, in den Unterrichtswerken und Prüfungskonzepten. Als Karl Bayer ins Kultusministerium München berufen wurde, gab er seine fachpolitische Tätigkeit auf, blieb aber mit Rat und Tat den Alten Sprachen verbunden. Jahrzehntlang durfte ich von ihm als dem souveränen Herausgeber einer Lehrbuchreihe lernen. Sein wissenschaftliches Engagement verlegte er freilich auf die Mitherausgabe der Artemis-Ausgaben, unter denen er vor allem die Publikation von Plinius' Naturkunde betreute. Die lexikalischen Sammelwerke *NOTA BENE* und *EXPRESSIS VERBIS* in der WBG kann man gewiss als Meisterwerke bezeichnen. Seinem Lebenswerk gebührt unser Respekt, für seine Arbeit im Einsatz für die Alten Sprachen und die humanistische Bildung danken wir dem Jubilar *ex animo*. Im Namen des Bundesverbandes sage ich Dr. Karl Bayer die herzlichsten Glückwünsche.

FRIEDRICH MAIER

Zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Eckard Lefèvre

Der 65. Geburtstag von Prof. Dr. Eckard Lefèvre am 3. September 2000 ist auch für den DAV ein denkwürdiges Ereignis. Lefèvre ist einer jener Persönlichkeiten unter den Klassischen Philologen, denen die Fächer Latein und Griechisch in ihrer Bedeutung an Universität und Schule gleichermaßen am Herzen liegen. Deshalb hat er sich schon auf seinem Lehrstuhl in Saarbrücken um die fachpolitische Entwicklung der Alten Sprachen im Saarland gekümmert, indem er von 1974-1979 den Vorsitz des Landesverbandes innehatte, dabei in Wort und Schrift, in Rundfunk und Fernsehen sich für die Anerkennung einer an der Antike orientierten Bildung einsetzend. Dazu organisierte er zahlreiche zukunftsweisende Fortbildungsveranstaltungen. Seine Wahl zum Bundesvorsitzenden 1981-1985 war die natürliche Folge seines außergewöhnlichen Engagements. Die DAV-Tagungen in Mainz 1982 und in Frankfurt 1984 standen unter seiner Ägide. Auch nach seinem Ausscheiden aus dem DAV-Vorstand blieb er stets für das interessiert, was mit seinen Fächern in der Schule geschah, oft nahm er dazu schriftlich Stellung und zeigte sich als kompetenter Referent auf Symposien und Tagungen. Seine Bereitschaft, mit der Schule intensiv zusammenzuarbeiten, ist ungebrochen. Für mich persönlich bedeutet – wie wohl auch für viele andere – jede Begegnung mit Eckard Lefèvre einen menschlichen Gewinn; seine humorvoll-lockere und doch auch wieder tief sinnige Art der Unterhaltung macht ihn sympathisch und schätzenswert. Der DAV entbietet dem Jubilar die herzlichsten Glückwünsche und dankt ihm sehr für seine Arbeit im Dienste der humanistischen Bildung.

FRIEDRICH MAIER

Johannes Irmscher gestorben

Kurz vor Redaktionsschluss dieses Heftes erreichte uns die Nachricht, dass der Professor emeritus Dr. sc. phil. Johannes Irmscher wenige Monate vor Vollendung seines 80. Lebensjahres,

am 23. Mai 2000, gestorben ist. Irmscher, der am 14.9.1920 geboren wurde, war einer der renommiertesten Altertumswissenschaftler der DDR und ist nicht zuletzt durch das von ihm herausgegebene „Lexikon der Antike“ (1. Auflage Leipzig 1972), das auch in der alten und neuen Bundesrepublik Deutschland als Taschenbuch immer wieder neu aufgelegt und neuerdings auch als CD herausgebracht wurde, einem breiten Leserkreis auch außerhalb der Grenzen der Fachwissenschaft bekannt geworden. Sein jahrzehntelanges Bemühen, Altertumswissenschaft und real existierenden Sozialismus miteinander zu verbinden, hat ihm viel Anerkennung, aber auch scharfe Kritik eingebracht. In dem erwähnten Lexikon verfasste

er u. a. die Stichwortartikel Marx, Engels, Lenin, die in späteren Auflagen allerdings weggelassen wurden. Demnach bildet die von Marx „gemeinsam mit F. Engels begründete und von W.I. Lenin fortgeführte Wissenschaft ... das Fundament der modernen marxist. Altertumswissenschaft“. Man darf auf die Würdigung seines in jedem Fall beachtlichen Lebenswerks in den zuständigen Fachzeitschriften gespannt sein. Bis zuletzt bekundete Irmscher sein Interesse am lebendigen Latein (vgl. seinen Aufsatz „Latein als Kommunikationsmittel heute?“, in: *Das Altertum* 34, 1988, 60-61) und gehörte zum Kreis der *Consultores* der lateinsprachigen Zeitschrift *Vox Latina* (Univ. Saarbrücken).

ANDREAS FRITSCH

Zeitschriftenschau

A. Fachwissenschaft

Gymnasium 107, 2000, H. 1: Dank an Franz Bömer; F. Bömer, Ovid als Erzähler. Interpretationen zur poetischen Technik der Metamorphosen, 1ff.; U. Reinhardt, Griechische Mythen in der Bildenden Kunst des 20. Jahrhunderts. Highlights zu Homers Odyssee und Ovids Metamorphosen, 25-71 (m. Abb.). – H. 2: Kl. Geus, „... beim Hund“. Historische Anmerkungen zum Eid des Sokrates, 97ff.; J. Kłowski, Terenz' Adelphen und die modernen Erziehungsstile, 109ff.; C. Schwaiger, Die Idee des Selbstdenkens in der römischen Philosophie – aufgezeigt am Beispiel Senecas, 129ff.; T. Scheer, Forschungen über die Frau in der Antike, 143ff.; U. Schmitzer, Antikensammlungen und archäologische Stätten in Rom – ein Zwischenbericht, 173-183. – **Hermes** 128, 2000, H. 1: R. Friedrich, Homeric Enjambement and Orality, 1-19; E. Kosmetatou, Lycophron's ‚Alexandra‘ Reconsidered: The Attalic Connection, 32ff.; B. James, Speech, Authority, and Experience in Caesar, *Bellum Gallicum* I 39-41, 54ff.; St. Schröder, Beiträge zur Kritik und Interpretation von Senecas ‚Oedipus‘, 65ff.; K. Enekel, Panegyrische Geschichtsmythologisierung und Propaganda: Zur Interpretation des Panegyricus Latinus VI, 91-126. – **Museum**

Helveticum 57, 2000, H. 1: K. Lennartz, Zu Archilochos Fragment 19 (West), 1ff.; E. Sonderegger, Stoa: Gattungen des Seienden und ‚Personen‘, 10ff.; M. G. Schmidt, Anekdotisches in Cassius Dios Zeitgeschichte, 20ff.; M. Puelma, elogium, Probleme einer Wortgeschichte, 36-58. – **Philologus** 143, 1999, H. 2: B. Marzullo, La ‚coscienza‘ di Medea. Eur. Med. 1078-80, 191ff.; J.-U. Schmidt, Iphigenie in Aulis – Spiegel einer zerbrechenden Welt und Grenzpunkt der Dichtung?, 211ff.; K.-H. Stanzel, Jason und Medea. Beobachtungen zu den Gleichnissen bei Apollonios Rhodios, 249ff.; D. Mehl, The Intricate Translation of the Epicurean Doctrine of ψυχή in Book 3 of Lucretius, 272ff.; J. Linderski, Transitus. Official Travel under the Sign of obelos, 288ff.; H.-P. Schönebeck, Erfüllung und Fluch des Künstlertums: Pygmalion und Daedalus bei Ovid, 300ff.; M. Grazia Bajoni, Il tempo dello schiavo: alcune osservazioni a Phaedr. 5,8, 317-22. – **Rheinisches Museum** 143, 2000, H. 1: Ch. Riedweg, Der Tragödiendichter als Rhetor? Redestrategien in Euripides' Hekabe und ihr Verhältnis zur zeitgenöss. Rhetoriktheorie, 1ff.; H. Heftner, Der Ostrakismos des Hyperbolos: Plutarch, Pseudo-Andokides und die Ostraka, 32ff.; A. N. Michelini, Plato's Laches. An

Introduction to Socrates, 60ff.; A. Wlosok, Freiheit und Gebundenheit der augusteischen Dichter, 75ff.; C. Vössing, Claudius bittet zum Imbiß – die cenula conducta in Suet. Claud. 21,4, 89ff.; J. Holzhausen, Hadrians *voûç* und seine *animula*, 96-109. – **Historia** 49, 2000, H. 1: P. B. Georges, Persian Ionia under Darius: The Revolt Reconsidered, 1ff.; L. Thommen, Spartas Umgang mit der Vergangenheit, 40ff.; B. Dreyer, Athen und Demetrios Poliorketes nach der Schlacht von Ipsos (301 v. Chr.), 54ff.; A. Zhmodikov, Roman Republican Heavy Infantrymen in Battle (IV-II Centuries BC), 67ff.; B. Meissner, Über Zweck und Anlaß von Diokletians Preisedikt, 79ff.; K. Christ, Jacob Burckhardts Weg zur ‚Griechischen Kulturgeschichte‘, 101-125. – **Mitteilungsblatt DAV Hessen** 47, 2000, H. 1/2: H. Beck – M. Meier – U. Walter, Darth Vader trifft Tacitus. Star Wars und die römische Revolution: Archetypen des Politischen und das kulturelle Gedächtnis der Gegenwart, 10-15 (eine gekürzte Fassung war am 22. Jan. 2000 in der F.A.Z. erschienen). – **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg** 44, 2000, H. 1: E. Mensching, Über Georg Rohde, die RE und Wilhelm Kroll, 27-46. – **Vox Latina** 35, 1999, H. 138: G. Leonhardt, De mira conservatione scriptorum antiquorum, 473-483; N. Sallmann, Gratiarum actio post ultimam acroasin cyclicam & acroases cyclicae latine habitae (WS 1978/79 - WS 1998/99), 484-490. – 36, 2000, H. 139: H. Nikitinski, Iusti Lipsii ad Michaelem Montanum/Michel de Montaigne epistulae, 52-57; S. Albert, De Iohanne Jaurès deque latinitate, 58-73.

ECKART MENSCHING

B. Fachdidaktik

Heft 3/2000 des Altsprachlichen Unterrichts ist ganz dem Dichter Martial gewidmet, dem oft genug in der Schule das Los eines „Lückenbüßers“ zuteil wird. ANJA ZANINI überzeugt in ihrem Basisartikel davon, dass der erste bedeutende Epigrammatiker Besseres verdient hat – besonders auf Grund der Vielfalt seiner Themen, denen allen gemeinsam ist, „dass es Martial [...] immer um Menschen und Menschliches geht“. Weitere Kriterien für eine eingehende

Behandlung im Unterricht: Er ist „ein Autor, der wie kaum ein anderer in unsere Zeit passt“; seine Texte sind kurz und daher leicht komplett erfassbar, wodurch sich „das Raffinement der Textsorte Epigramm“ gut erarbeiten lässt; der stark variierende Schwierigkeitsgrad ermöglicht eine der Lerngruppe und/oder dem Leistungsstand angemessene Auswahl aus einer genuin römischen Gattung, die „uns ein Panorama des römischen Lebens in der Kaiserzeit“ bietet. – PAUL BARIÉ führt in einer kleinen Lese-Probe („*Hominem pagina nostra sapit*“) die Modernität der Martial’schen Themen an fünf Beispielen (I 86, V 42, VIII 12, IX 68 und X 62) interpretierend vor Augen. – Im ersten Praxisbeispiel werden Martials Epigramme zur Lektüre in der Sek. II empfohlen: FRIEDERIKE HORN macht in ihrem Beitrag „Vielfältiger Martial“ recht anspruchsvolle Methoden-Vorschläge für die Schwerpunkte thematische Zusammenstellung, Umgang mit der Pointe und Prosa- neben Versfassung, wobei den Schülern der Text der Epigramme nicht immer vollständig vorgelegt wird (sondern z. B. nur die erste Zeile oder ein Lückentext), um eine aktive Auseinandersetzung mit Sprache und Inhalt zu fördern. – Sehr reichhaltiges Arbeitsmaterial für einen „handlungsorientierten Zugang zu Martial“ liefert das zweite Praxisbeispiel von VOLKER RABENECK unter eben diesem Titel: Lückentexte, ein Vergleichstext sowie zwei Seiten mit originellen und motivierenden Aufgaben zur Arbeit in Stationen, die zum kreativen Umgang mit der Gattung Epigramm auffordern. – Es schließen sich als drittes Praxisbeispiel „Zwei Arbeitsvorschläge zu Martial im Unterricht“ (Latein III, Klasse 11) von FRIEDEMANN WEITZ an, in denen er die Schüler u. a. mit Überschriften von Martial-Übersetzungen arbeiten lässt und entsprechendes, gut aufbereitetes Material zur Verfügung stellt. – Zu einer eher exotischen Epigramm-Auswahl lässt sich MICHAEL LOBE in „Martial im Jurassic Park“ hinreißen: Wie im Titel bereits angedeutet, geht es um eine fächerübergreifende Unterrichtseinheit in Latein und Biologie, in deren Mittelpunkt in Bernstein eingeschlossene Insekten stehen. – In einem weiteren Praxisbeispiel stellt KIRSTEN NEUMANN

unter dem Titel „Angeber gab es schon immer“ die produktive Rezeption des Martial-Epigramms II 7 durch Oberstufenschüler vor, während der Beitrag „Martial und Lessing“ von WINFRIED SCHINDLER zu einem Vergleich von Original und Nachdichtung anregen will. – An ihn schließt sich eine Doppelseite mit einer kleinen Zusammenstellung aus der literarischen Nachwirkung Martials von STEPHAN THIES an. – Der letzte längere Artikel eröffnet „eine weitere Rubrik im AU neuen Formats“: Im „Forum Philologie“ will die Redaktion „in loser Folge Beiträge bringen, die [...] wissenschaftliche Grundlagen für Stoffe und Belange des Unterrichts und der Unterrichtenden in Latein und Griechisch vermitteln“. WINFRIED SCHINDLER gibt daher in „Annäherungen an Martial in der Forschungsliteratur“ anhand einiger weniger Beispiele einen knappen Überblick über die Forschungsergebnisse insbesondere der letzten zwei Jahrzehnte. – Als sehr positiv ist die Entscheidung des Verlages zu werten, dem Heft für die Rubrik Miniposter die zugehörige Abbildung als farbige OH-Folie beizulegen; sie beschäftigt sich diesmal mit dem „bestraften Liebesgott“, dargestellt auf einem pompejanischen Fresko. – Und schließlich weisen uns GERHARD POSTWEILER und HANS-JÜRGEN HEISE auf den Lyriker FRITZ GRASSHOFF hin, der in seinen modernen Nachdichtungen „die Klassiker wieder konsumierbar macht, indem er sie von der Bürde ihrer Klassiker-Erhobenheit befreit“; von ihm stammt u. a. das lesenswerte Bändchen „Martial für Zeitgenossen“.

MARTIN SCHMALISCH, Berlin

Im **Gymnasium** (Heft 2/2000) geht K. GEUS der Frage nach, wie die Eide des Sokrates „beim Kohl“, „bei der Platane“ oder „beim Hund“ zu verstehen sind: „... beim Hund? Historische Anmerkungen zum Eid des Sokrates“ (97-107). Sokrates hat bei seinen Schwüren vermutlich an die sprichwörtlichen Eide des Rhadamanthys angeknüpft, dessen Ziel es war, den Eid bei den Göttern auf das Gerichtsverfahren zu beschränken und bei alltäglichen Anlässen auf alltägliche Schwüre zurückzugreifen. – J. KLOWSKI untersucht die Komödienfigur des Micio und ihr pädagogisches Konzept in „Terenz' Adelphen

und die modernen Erziehungsstile“ (109-127). – Der Beitrag von CL. SCHWAIGER: „Die Idee des Selbstdenkens in der römischen Philosophie – aufgezeigt am Beispiel Senecas“ (129-142) ist die erweiterte Fassung seines Vortrags beim Habilitationskolloquium in Trier. – Zwei kompakte Berichte sind noch zu nennen: TANJA SCHEER: „Forschungen über die Frau in der Antike. Ziele, Methoden, Perspektiven“ (143-172) und U. SCHMITZER: „Antikensammlungen und archäologische Stätten in Rom – ein Zwischenbericht“ (173-183, u. a. mit zahlreichen Hinweisen auf ergiebige Internetadressen).

Der Regensburger Abiturient MARTIN HAGMAIER lieferte zum Landeswettbewerb Alte Sprachen 1998 eine Arbeit in Form eines zweiseitigen Extrablatts einer lateinischen Zeitung ab, die er zusammen mit den Prinzipien seiner Darstellung in Heft 1/2000 der **Anregung** vorlegt: „Acta diurna“ (11-24). – W. BLUM macht sich „Die Insel Samothrake: Geschichte und Kultur“ (25-36) zum Thema. – Cicero ist nicht bloß ein Vermittler, sondern ein Benutzer griechischer Kultur, er übermittelt nur ein gefiltertes, im Falle Epikurs sogar entstelltes Bild der griechischen Geisteswelt. Dies ist das Ergebnis von J. F. GAERTNERS Referats „Cicero – ein selbstloser Mittler griechischer Geisteskultur?“ (Heft 2/2000, 74-82). – Mit einigen Komponenten sokratisch-platonischer Theologie befasst sich A. SCHMIDT: „Euthyphron – sokratisches Erbe und der neue Weg des logos“ (83-91). Zur Diskussion stellt K. SANG ihren Beitrag „Das Prinzip Ordnung im Lateinunterricht am Beispiel der Kasuslehre“ (109-120). – A. KOHL gibt im Literaturbericht Latein (121-133) einen Überblick über Neuerscheinungen; es folgen die Abiturprüfungsaufgaben in Bayern 1999 für den LK Griechisch (Text: Platon, Min. 318c4-321b1 carptim) auf Seite 134-142.

Die „griechische Polis“ steht im Mittelpunkt des Heftes 75 (13. Jg., 2000) der Zeitschrift **Geschichte lernen**. „Die – universalgeschichtliche wie didaktische – Bedeutsamkeit des Themas ‚Polis‘ liegt darin, dass sich hier ein entscheidender Entwicklungsschritt vollzogen hat: die ‚Erfindung‘ einer neuartigen politischen Organisationsform, der demokratischen Bür-

gergesellschaft. Das war die revolutionäre Antwort der Griechen auf die Frage, wie eine größere Gruppe von Menschen in einem gegebenen Rahmen den Umgang miteinander regeln könne.“ Mehr als ein Dutzend unterrichtspraktische Beiträge packen das Thema recht verschieden an; das Spektrum der Materialien und methodischen Zugänge reicht vom Erzähltext und vom Simulationsspiel bis zur Beschäftigung mit Skulpturen und zur Auseinandersetzung mit Texten heutiger Historiker. Die Titel im Einzelnen: U. WALTER: Comic. Der finstere Leonidas. „Die Thermopylen-Kämpfer als moderne Comic-Helden“ (4f). – M. BIASTOCH: „Internet: Die Polis vernetzt“ (69). – U. WALTER: „Die griechische Polis“ – Basisartikel (12-19). – U. WALTER: „Sostratos. Ein Bürger Athens in der Mitte des 5. Jahrhunderts v.Chr.“ (20-23). – J. SPIELVOGEL: „Lebensunterhalt und Versorgung der Bürger Athens“ (24-27). – H. SCHRÖDER. „Die Stunde von Salamis. Warum verteidigten die Athener sich gegen das persische Weltreich? Ein szenisches Rollenspiel“ (28-34). – M. BIASTOCH: „Mythos und Münze. Die Polis und das Geld“ (34-36). – CHR. RÜHLE: „Die Demokratie und ihre Kritiker“ (37-39). – M. MAUSE. „Sich hervortun im Getümmel der stöhnenden Männer‘. Kämpfen und Sterben für die Polis“ (40-44). – V. HABERMAIER: „Metöken, Sklaven, Frauen. Athener minderen Rechts“ (45-49). – Antonie BECK und H. BECK: „Alternativen zur Polis. Die griechischen Bundesstaaten und ihre Rezeption im politischen Denken der Frühen Neuzeit“ (50-54). – H. REINAU: „Die Entdeckung der bürgerlichen Verantwortung“ (55-58). – R. KAPPENBERG: „Geschichtsschreibung als Deutung. Peisistratos-Rekonstruktionen heutiger Althistoriker im Vergleich“ (58-61). – M. STAHL: „„Schön und gewaltig‘. Der griechische Bürgerstaat und sein Menschenbild“ (62-65).

In Heft 2/2000 der Zeitschrift **Antike Welt** trägt G. GRIMM die antiken Belege über Kleopatra zusammen und zeichnet ein differenziertes Bild dieser ungewöhnlichen Frau: „Regina meretrix oder Kleopatra als königliche Hure?“ (127-133). – G. WEBER schildert als „Muster römischer Stadttarchitektur“ den Archäologischen Park Campodunum (APC) in Kempten im Allgäu (135-140).

– G. RUPPRECHT stellt die Ergebnisse einer Grabung beim Mainzer Südbahnhof vor: „Wo einst Gedenkfeier und Schauspiel stattfanden. Das römische Bühnentheater von Mogontiacum/Mainz“ (157-161). – Über die eben eröffnete Ausstellung im Rosenheimer Lokschuppen berichtet L. WAMSER. „Gemeinsames Kulturerbe Europas. Zur archäologischen Landesausstellung ‚Die Römer zwischen Alpen und Nordmeer: Zivilisatorisches Erbe einer europäischen Militärmacht vom 12. Mai bis 5. November 2000‘“ (177-181). – Im Rückblick auf die antike Welt schreibt TH. KISSEL über das „Miliarium Saeculum. Zur Jahrtausendfeier Roms“ (192-194). – Unter der neuen Rubrik „Renovatio Linguae Latinae“ findet man einen weiteren lesenswerten Aufsatz von K.-W. WEEBER: „Unser tägliches Latein – Fremd- und Lehnwörter im deutschen Wortschatz“ (212-216).

In Heft 4/2000 der Zeitschrift **Damals** ist „der Mann des Jahrtausends“, Johannes Gutenberg und seine Medienrevolution, Gegenstand des Titelthemas. – In Heft 5 behandelt MIRA HOFMANN, Mitarbeiterin des Ausstellungsprojekts „Gladiatoren und Caesaren“ in Hamburg die Wagenrennen im alten Rom als ein Kapitel der Sportgeschichte: „Der Lieblingssport der Massen“ (58-63).

Die „Faszination der Stadt Jerusalem“ ist das Thema des Heftes 16/2000 der Zeitschrift **Welt und Umwelt der Bibel** mit einem Dutzend schön illustrierter Aufsätze. Die griechische und römische Zeit behandeln BEATE EGO: „„Zion aber nenne ich Mutter‘. Jerusalem in hellenistischer und frühromischer Zeit“ (15-19), MIREILLE HADAS-LEBEL: „Die Zerstörung des Tempels und ihre Folgen“ (21-25), P. MARAVAL: „Die Anfänge der Pilgerfahrten“ (unter Helena im 4. Jahrhundert) 27-32 und G. MADEC: „Babylon und Jerusalem in den Schriften des Hl. Augustinus“ (47-50). – B. ZAHRL hat eine Seite (79) mit Links zum Thema Jerusalem, Kreuzzüge, zu einschlägigen Quellentexten und zum Tourismus heute zusammengestellt.

In den **Mitteilungen für Lehrerinnen und Lehrer der Alten Sprachen** des Landesverbandes Baden-Württemberg 1/2000 sind zwei Vorträge abgedruckt: H. STEINTHAL: „Tugendwissen:

Ein Kardinalproblem griechischer Philosophie“ (3-11) und G. REINHART: „Seneca – Minister, Lehrer, Literat“ (11-17). – Davon, wie der Asterix Latinus zum Bestseller der Kinder- und Jugendliteratur geworden ist, erzählt K.-H. GRAF v. ROTHENBURG: „Comics im Lateinunterricht. Asterix Latinus, Caesar und Ovid im Comic“ (18-21). – H. MEISSNER berichtet über die positiven Erfahrungen mit „Latein plus Englisch ab Klasse 5“ und weist auf eine „Elterninitiative für humanistische Bildung“ hin (22-24). – Ein Praxisbericht „Wozu ist der Mond den Römern? Überlegungen zu Übersetzung und Bestimmung des ‚Doppelten Dativs‘“ (24-27) stammt von F. WEITZ.

Das Heft 1/2000 von **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg** beginnt mit einem Beitrag von A. FRITSCH: „Latein im dritten Jahrtausend. ‚Historische‘ Kommunikation

als Lernziel des Lateinunterrichts“ (2-11) mit einer Fülle von Belegstellen, aus denen hervorgeht, dass sich unsere Schulautoren vielfach ausdrücklich an nachfolgende Generationen, die *poster*, die Nachfahren, oder die *posteritas*, die Nachwelt, wenden. – Im Heft 2/2000 berichten CLAUDIA LIPINSKI und J. RABL von einer Schülerexkursion nach Hamburg, Xanten und Köln im Rahmen des Projektes „Zeitung in der Schule“: „Raus aus der Schule, rein ins Leben! Reportagen und anderes von einer Recherche-Tour für eine Zeitung“ (50-59). Dabei sind zahlreiche Artikel zum Thema „Mobilität in Antike und Gegenwart“ entstanden (Eisenbahnlatein / Mit Maecenas im Metropolitan / Unbequem reisen / Römisch essen in Xanten, usw.) und überwiegend bereits in der Süddeutschen Zeitung veröffentlicht.

JOSEF RABL

Leserforum

Zu Friedrich Maier: Die Antike am Scheideweg (FORUM CLASSICUM 3/99)

Lieber Fritz, auf Deinen Artikel „Die Antike am Scheideweg“ im FORUM CLASSICUM 3/99 möchte ich, etwas spät, noch antworten.

Man könnte sagen: Alles, was Du da geschrieben hast, ist richtig. Trotzdem kann und muss man als Ergänzung etwas herausstellen, was Du eben nicht angesprochen hast.

Du siehst die Hauptaufgabe der Didaktik der Alten Sprachen darin, am „Zeitdialog über die ‚Bildung für die Zukunft‘ teilzunehmen“, und zwar „engagiert“, – das Letztere ist geradezu ein Leitbegriff Deines Artikels. Engagierte Fachpolitik, schreibst Du, sei der wesentliche Teil der Fachdidaktik. Du selbst hast das geleistet, davon zeugen Deine mündlichen und schriftlichen Äußerungen, auch in dem Artikel im FORUM CLASSICUM zitierst Du das Neueste von Autoritäten wie PECCEI, OELKERS, MARKL, aus führenden Zeitungen usw. – Du bist da auf dem Laufenden wie wenige von uns. Und Du hast gewaltige Mühe aufgewendet, darst also sehr wohl reden von „harten Auseinandersetzungen in den Bildungs-

gremien“, von „persuasiver Strategie, offensiv und ostentativ“, von Herakles am Scheidewege und vom „Sisyphus-Felsbrocken am Philologenberg“. Dass Du Deine Kraft und Gesundheit schonungslos eingesetzt hast für unsere Sache, dafür sind wir Dir dankbar.

Es gibt daneben aber einen anderen Zweig der Didaktik, einen anderen Stil, unsere Arbeit verstehbar und schätzbar zu machen, einen mehr introvertierten, ich wage das zu sagen, obwohl dies Wort, wenn Du es in den Mund nimmst, unverkennbar einen Tadel enthält, da du ja die laute Äußerung vor einer großen Öffentlichkeit für nötig hältst und annimmst, Leises werde heute nicht mehr vernommen. Ich glaube aber, das stimmt nicht. Ich meine sogar, es ist strittig, ob die laute und offensive „Strategie“ (*militet omnis philologus*, so könnte man in Deinem Sinne das elegische Dictum abwandeln), oder ein zurückhaltender, abwägender Stil die größere Chance hat, von urteilsfähigen Zeitgenossen wahrgenommen und anerkannt zu werden. Denn die lauten Worte und die großen Autoritätenzitate können sich im Gerangel des dröhnenden

Wortkampfes auch rasch verbrauchen, und mindestens sind wir ebenso sehr auf den rein sachlichen, gedanklich prägnanten, atmosphärisch freundlichen Umgang mit der kleinen Alltags-Öffentlichkeit angewiesen, und darauf, dass wir auch auf Vorstellungen, die den unseren entgegengesetzt sind, offen und vorurteilslos eingehen – anders gibt es keine Verständigung. Dieser Stil darf nicht einfach in einen Topf geworfen werden mit „die Dinge sorglos treiben lassen“ (so die Formulierung gegen Ende Deines Artikels). Viele unserer Kollegen pflegen diesen Stil, und zwar sehr wohl „engagiert“, sie halten ihn mit gutem Grund für aussichtsreich und „mobilisieren ihre Kräfte dafür“.

Ich hatte ursprünglich im Sinn, auf Deinen Artikel nicht zu antworten, da Du ja, wie eingangs gesagt, in Deiner Art bestimmt auch Recht hast. Aber es gibt einen Grund, doch zu antworten. Im nächsten Jahr wird ein neuer DAV-Vorsitzender gewählt. Nun kann es zwar sein, dass der Gewählte Dir ähnlich ist in seinen Auffassungen, seinem Temperament und der Art seines Auftretens. Aber dass jemand genau gleich ist wie Du, eine „Zweite, unveränderte Auflage“ Deiner Person, das gibt es nicht, und Du bist sicher der Letzte, der das für wünschenswert hielte. Es kann also auch sein, dass „der Neue“ seine (unsere) Sache ganz anders angeht als du, und er muss deswegen noch kein schlechter DAV-Vorsitzender sein. Dein Artikel könnte in der gegenwärtigen Lage, vor unserer Neuwahl, tatsächlich so verstanden werden, als ob der künftige Vorsitzende auf ein bestimmtes allein gültiges Konzept, das er befolgen muss, festgelegt werden sollte – ich bin überzeugt, dass Du selbst Deine Äußerung nicht so verstanden wissen willst. Um dem immerhin möglichen Missverständnis vorzubeugen, habe ich diese Entgegnung und Ergänzung für nötig gehalten.

Mit herzlichen Grüßen und Dank für alle Deine Arbeit
Dein

HERMANN STEINTHAL, Tübingen

Zu Friedrich Maier: Caesar – ein europäisches Bildungsgut (FORUM CLASSICUM 1/2000)

Eine kleine Korrektur

Die Caesar-Debatte geht weiter: Friedrich Maier hat sich einmal wieder für die Lektüre des

Bellum Gallicum eingesetzt, und er hat hierbei den Argumenten der Gegner, auch den meinigen, eine reinigende Funktion zugebilligt. Allerdings ist es in seiner durchaus maßvollen Polemik – wie man sie sich *intra muros wünscht* – nicht ohne einen Irrtum abgegangen.

Zunächst sei darauf hingewiesen, dass mein Aufsatz „Caesar oder Erasmus?“ (Gymnasium 81, 1974, S. 394ff.) etliche Male wiederabgedruckt worden ist:

1. Alte Sprachen in der Krise?, Stuttgart 1976, S. 83ff.

2. Acta Conventus Neo-Latini Amstelodamensis, München 1979, S. 390ff.

3. Caesar oder Erasmus – Die alten Sprachen jetzt und morgen, Tübingen 1995, S. 53ff. (Bei 1. und 3. handelt es sich um Auswahlen aus meinen Aufsätzen.)

Aus „Caesar oder Erasmus?“ zitiert Maier eine von mir zitierte Partie eines Schüler-Gesprächs, wie sie von findigen Humanisten ersonnen wurden, den Zöglingen die damals erforderliche aktive Beherrschung des Lateinischen zu erleichtern. Er behauptet, das Zitat stamme aus einem Erasmus-Dialog, und meint, derlei Texte könnten einem 15-16jährigen nur ein müdes Lächeln abnötigen. Hierzu sei festgestellt:

1. Der von mir zitierte Text (auf Seite 403, nicht 404) ist nicht den berühmten *Colloquia familiaria* des Erasmus entnommen, sondern den *Collocutiones duorum puerorum* des HERMANN TORRENTINUS, weiland Rektors in Zwolle – wie von mir in meinem Aufsatz angegeben.

2. Der harmlose Text wurde von mir nicht als Caesar-Ersatz angeführt, sondern als Beispiel aus den humanistischen Schülergesprächen, aus deren Durchschnitt weit unterhalb des Erasmus, und ich bemerkte dazu, dass derlei Texte besser seien als die Lesestücke der damals gebräuchlichen Unterrichtswerke.

3. Die Voraussetzungen scheinen sich während des inzwischen vergangenen Vierteljahrhunderts verschoben zu haben: ich polemisierte gegen Caesar als Anfangslektüre für 13- und 14jährige und zumal für Mädchen; Maier hingegen empfiehlt – ohne diese Differenz zu erwähnen – Caesar als Lektüre für 15- und 16jährige.

MANFRED FUHRMANN

Zu Friedrich Maier: Caesar – ein europäisches Bildungsgut (FORUM CLASSICUM 1/2000)

In seinem Aufsatz zur Caesar-Lektüre betont FRIEDRICH MAIER, die Diskussion über „Sinn und Unsinn des lateinischen Lektüreunterrichts“ habe „Latein überhaupt erst als Schlüsselfach der europäischen Tradition ins Bewusstsein gehoben“, um dann – resignierend (?) – „die (...) geringe Unterrichtszeit, die der Staat dem Fach Latein zur Verfügung stellt“, zu konstatieren.

WALTER BURNIKEL stellt in seinem Beitrag im „Leserforum“ kritisch fest: „(...) die Stundendotierung wird weiter schrumpfen. Der Lateinunterricht ist aber (...) auf eine gehörige Wochenstundenzahl und eine gehörige Anzahl von Jahren angewiesen.“ HANS MAIER bringt das Problem auf den Punkt: „Wird das Minimalniveau unterschritten, ist die Sache sinnlos und somit auch nicht mehr zu verantworten. (...) Eine Schullandschaft, in der Latein überhaupt keinen Platz mehr hätte, wäre aber das Ende der gymnasialen Bildung.“¹

Wenn HOLGER KLISCHKA in seinem Leserbrief die Frage stellt: „Wozu sollten sonst die Altsprachler in die Bildungsdiskussion eingreifen?“, dann kann die Antwort selbstverständlich nur lauten: Um „das Fach im Fächerkanon zu halten“! – Aber eben nicht durch „Nachdenken im Verband“ über ein (weiteres) „Nachprüfen der Anforderungen“², sondern durch „Nachdenken“ über Mittel und Wege, die Verantwortlichen in der Politik davon abzuhalten, das Fach Latein im Fächerkanon des Gymnasiums nur unter dem Gesichtspunkt von „Kunden- und Praxisorientierung“ und Einsparung von Planstellen einzuordnen.

„Selbst in Bayern“ wird „Hand ans Lateinische gelegt“, schreibt Chefredakteur MICHAEL

RUTZ im Rheinischen Merkur (Nr. 21 vom 26. Mai 2000). So warnt der Bayerische Philologenverband in einer Presseerklärung (Nr. 19 vom 30. Mai 2000) vor einem drohenden „Kahlschlag für die alten Sprachen“ als Folge des von der bayerischen Kultusministerin Monika Hohlmeier eingeführten „Budgets an Lehrerwochenstunden“ für die Gymnasien in Bayern, das nur den quantitativen Aspekt der Schülerzahl, nicht aber den qualitativen Aspekt „unterschiedliche(r) Zweigangebote und Fremdsprachenfolgen“ berücksichtigt.

Hier ist die „engagierte Fachpolitik“, das „fachpolitische Engagement“ des Deutschen Altphilologenverbandes und seiner Landesverbände gefordert: das Eingreifen in die aktuelle Bildungsdiskussion mit der Forderung an die Verantwortlichen in der Schul- und Bildungspolitik, dem „Schlüsselfach der europäischen Tradition“ den entsprechenden Rang unter den Fächern am Gymnasium einzuräumen, und zwar durch die Dotierung an erforderlichen Unterrichtsstunden und -jahren und durch die erforderliche Zahl von Lehrerplanstellen – nicht zuletzt angesichts der steigenden Zahl „neuer Kinder“ (HORST HENSEL) auch am Gymnasium. „Unsere Gegner“ gerade unter den Bildungspolitikern müssen wir überzeugen, fordert STEPHAN BRENNER in seinem Bericht „Humanistische Bildung – Anachronismus oder Chance für die Zukunft?“ (FORUM CLASSICUM 1/2000, S. 43).

- 1) Hans Maier: Standort: Deutschland. Tatort: Gymnasium, Eresing, Selbstverlag 1996, S. 230.
- 2) Vgl. Hans Maier, a. a. O., S. 235ff.: „Forderungen an den Lateinunterricht von morgen“.

REINHOLD BEER, Amberg

Besprechungen

Menge, Hermann; Thierfelder Andreas; Wiesner, Jürgen: *Repetitorium der griechischen Syntax*. 10., korr. u. um ein Suppl. erw. Aufl. Darmstadt: Wiss. Buchges 1999. 396 S., 78,00 DM (Mitgliederpr. 58,00 DM; ISBN 3-534-13724-8).

„Der griechische Menge“, der immer im Schatten seines lateinischen Pendant stand, hat jetzt eine enorme Aufwertung erfahren, ein Supplement unter dem Titel: „Ausführliche Darstellung der koordinierenden und nuancierenden Partikeln“. Dabei ist die Bezeichnung „Supplement“ für die Arbeit von Jürgen Wiesner, einem ausgewiesenen Kenner der Materie, sowohl umfangmäßig (118 Seiten der Neuauflage, d. h. fast 30 %) als auch besonders vom inhaltlichen Wert her eine glatte Untertreibung.

Zunächst aber einige Bemerkungen zu weiteren Verbesserungen gegenüber den früheren Auflagen. §180 über prädikativ gebrauchte Partizipien ist um eine nützliche Zusammenstellung erweitert worden, in der eine Reihe von Verben aufgelistet ist, die je nach Verwendung mit Partizip oder Infinitiv unterschiedliche Bedeutungen haben und bisher an verschiedenen Stellen des Buches gesucht werden mussten. Beide Wortverzeichnisse sind überarbeitet worden: Gegenstandslose Stellenangaben wurden gestrichen, andere durch Hinzufügung der Unterabschnitte präzisiert, ggf. Stellen und Stichwörter hinzugefügt. Besonders gewonnen hat das im Umfang fast verdoppelte „Griechische Wortregister“, das das Buch jetzt viel besser erschließt, da auch aus dem alten Teil des Buches etliche neue Stellenangaben und Lemmata hinzugefügt wurden.

Zum sogenannten Supplement an sich: Die Partikeln, für wahre Experten und Liebhaber der griechischen Sprache erst das Salz in der Suppe, für den Absolventen der universitären Deutsch-Griechisch-Kurse oft eher ungeliebte Pflichtaufgabe. Wiesner äußert im Vorwort die Hoffnung, im deutschsprachigen Bereich die Lücke zwischen Spezialwerken wie DENNISTON und KÜHNER-GERTH und verbreiteten Grammatiken wie BORNEMANN-RISCH und „Ars Graeca“ ausfüllen zu können. Das ist in eindrucksvoller Weise gelungen: Die Bedeutungsvielfalt der

Partikeln ist überaus klar und differenziert dargestellt, die den Stichwörtern vorangestellten Gliederungen geben Orientierungshilfe. Die Übungssätze, ausschließlich Originalbelege aus den attischen Prosaautoren mit Schwerpunkt auf Platon, Xenophon, Thukydides und den Rednern, sind sehr klar formuliert und zum allergrößten Teil auch thematisch für die Examensvorbereitung geeignet. So bieten sie demjenigen, der sie durcharbeitet, einen sehr nützlichen Vorrat an Vokabeln und Phrasen aus dem historisch-politischen und philosophischen Bereich. Man erfährt z. B., dass „unbeschreibliche Situationen“ schlicht ἀμήχανα sind (Suppl. I 1.1.6.14 auf S. 20). Ein gewisses Defizit besteht im Fehlen einer Kopfzeile im Supplement; um die in den Wortregistern genannten Stellen zu finden, muss man erst das Inhaltsverzeichnis bemühen oder längere Zeit blättern, um die gesuchte Seite zu finden. Beim Blättern kann man sich allerdings in der nur auf den ersten Blick trockenen Materie festlesen und in Vergessenheit geratene Kenntnisse wieder auffrischen oder vertiefen. Diejenigen, die noch Deutsch-Griechisch-Kurse und die dazu gehörigen Prüfungen zu absolvieren haben, erhalten durch dieses sog. Supplement erstklassiges Übungsmaterial, wer diese Phase bereits hinter sich hat und Übungen dieser Art früher ganz gern gemacht hat, bekommt Lust, sich wieder einmal an solchen Texten zu versuchen.

DAGMAR NEBLUNG, Berlin

Menge, Hermann: *Lehrbuch der lateinischen Syntax und Semantik*. Völlig neu bearb. von Thorsten Burkard u. Markus Schauer. Unter wiss. Beratg. u. Mitarb. von Friedrich Maier. Darmstadt: Wiss. Buchges. 2000. XXXVIII, 1017 S., 148,00 DM (Mitgliederpreis 98,00 DM; ISBN 3-534-13661-8).

Glücklicherweise rechtzeitig zum Beginn meines Studiums (1953) war die 11. Aufl. von Hermann Menges *Repetitorium der lateinischen Syntax und Stilistik*, besorgt von Andreas Thierfelder, erschienen (damals für 24 Ostmark!), die, wie der Bearbeiter in seinem Vorwort

zutreffend feststellte, „seit langem als Bedürfnis empfunden“ wurde. Doch „die Zeitverhältnisse schlossen leider einen Neusatz des Textes aus und erlaubten nur einen photomechanischen Neudruck“. Wohl keiner war sich der Probleme und Unzulänglichkeiten, die sich aus dieser Notlösung ergaben, stärker bewusst als Thierfelder selbst. So konnten notwendige Korrekturen und Ergänzungen nur ausnahmsweise im Text selber vorgenommen, mussten vielmehr größtenteils in Nachträge verbannt werden, „die erfahrungsgemäß manchmal unbeachtet bleiben“. Bleiben musste auch die Katechismus-Form des Repetitoriums, „ein Gebilde, an dessen Zweckmäßigkeit man doch zweifeln muß“; ebenso das Fehlen von Quellenangaben lateinischer Zitate und das oft merkwürdige „Deutsch“ ihrer Übersetzung, wie es „wohl überhaupt niemand auf der Welt“ gesprochen habe. Wenn der Menge in der Gestalt von 1953 trotz alledem immer wieder nachgedruckt wurde – bis zu einer 21. Aufl. von 1995 (!) –, so zeigt das nur, wie begehrenswert das Buch auch in dieser Form den erschien, die sich gründlicher mit der lateinischen Sprache beschäftigen wollten. Doch schon Thierfelder hatte den Wunsch nach „einer durchgreifenden Neubearbeitung“, „wie sie hoffentlich die Verhältnisse einer besseren Zukunft gestatten werden“.

Eine solche ist nun also – leider erst zum Ende meines Berufslebens – herausgekommen, unter (wohl begründetem) etwas verändertem Titel, mehr als doppelt so umfangreich, allerdings auch rund sechsmal so teuer.

Um es gleich vorweg zu sagen: Das Buch ist dieses Geld wert. Burkard und Schauer haben den alten Menge „vollständig neu bearbeitet“; damit konnten sie alle dessen oben aufgeführten Mängel beheben, ohne seine Vorzüge zu beeinträchtigen. Letztere bestehen nach wie vor in der detailreichen Materialfülle, die, durch ein Regelwerk erschlossen, auf alle die lateinische Sprache betreffenden Fragen eine erschöpfende Antwort ermöglicht. Dabei wurde der Stoff von den Bearbeitern sehr viel übersichtlicher gegliedert (z. B. auch durch synoptische Tabellen, weniger Anmerkungen), gelegentliche Irrtümer Menges anhand des Quellenbefunds korrigiert.

Zwar verleugnet die Neubearbeitung nicht den ursprünglichen Lehrbuch-Charakter (vgl. auch den neuen Titel), will aber darüber hinaus auch Ansprüchen an eine wissenschaftliche Grammatik genügen. Um diese im Vergleich zu Menges Intentionen neue Zielsetzung zu verwirklichen, haben die Bearbeiter

1. ihre Darstellung der Grammatik grundsätzlich auf die Quellen, die Texte von Klassikern, zurückgeführt, „jeder Ausdruck und vor allem jede Regel werden nach Möglichkeit belegt“. Zitiert wird nach den einschlägigen Ausgaben, die in einem Verzeichnis der Siglen, Textausgaben, Kommentare (!) und Übersetzungen (!) dokumentiert sind. Die Mengeschen Übungssätze erscheinen nicht mehr im Grammatikteil, sondern – aus Gründen der Übersichtlichkeit – in einem Anhang. Sie sind in ihrer Quantität verringert, dafür aber fast ausnahmslos durch Beispiele aus Klassikern ersetzt und – neu und instruktiv – durchgängig kommentiert. Dass sich ihr Klassiker-Corpus auf Cicero und Caesar beschränkt (Menge hatte u. a. noch Livius, Nepos und Sallust herangezogen), haben die Bearbeiter ausführlich begründet, für mich allerdings nicht überzeugend genug: Bleibt auf diese Weise doch ein wesentlicher Teil der gemeinhin als klassisch definierten lateinischen Literatur unberücksichtigt. Zwei Beispiele mögen die Problematik verdeutlichen: *conditor* Gründer ist (nach 1 b Anm.) „unklassisch“ (weil Cicero *creator* verwendet), obwohl das Wort in dieser Bedeutung bei Sallust und Livius belegt ist; *orta luce* ist, weil von Caesar gebraucht, genehm (505,33, dagegen gleich strukturiertes *orto sole*, weil – eher zufällig – nur von Catull, verpönt (503,2f Anm.).

2. „Der Aufbau der »Syntax und Semantik« weicht von der heute ungewöhnlich wirkenden Gliederung des »Menge« ab ..., indem sie dem inzwischen üblichen Schema folgt“. Das Werk umfasst nun die vier Hauptteile „Die Wortarten, Satzglieder und Satzgliedteile“, „Der einfache Satz“ und „Der zusammengesetzte Satz“. Im letzten Teil erscheinen (neben „Echten Gliedsätzen“) auch „Unechte Gliedsätze“, worunter die Bearbeiter die „Partizipialien“ (= Nominal- bzw. infinite Verbformen) verstehen, zu denen auch

die „Gerundialia“ (= nd-Formen) gehören. Ob diese neuen Termini notwendig bzw. gelungen sind, mag jeder für sich entscheiden. Drei Register helfen bei der Erschließung des grammatischen Stoffes, seine unterschiedliche Aufteilung in Syntax und Semantik, Repetitorium, Kühner/Stegmann¹ und Rubenbauer/Hofmann/Heine² ist in einer Konkordanz zusammengestellt.

3. Auch sonst haben Burkard und Schauer neue Forschungsergebnisse zur lateinischen Grammatik berücksichtigt und verarbeitet. Außer Kühner/Stegmann (traditionelle Grammatik) erklären sie sich besonders Pinkster³ (funktionale Grammatik) und Happ⁴ (Valenz- oder Dependenzgrammatik) verpflichtet. In ihrer Syntax und Semantik möchten die Bearbeiter von dem „der syntaktischen Valenzgrammatik entstammenden Satzmodell“ ausgehen. Glücklicherweise setzen sie der Realisierung dieser Absicht selbst engere Grenzen: Das Subjekt ist bei ihnen nach wie vor keine Ergänzung, bewahrt also „seine traditionelle Sonderstellung“; auch der „eigentlich entbehrliche“ Terminus Objekt bleibt uns erhalten. Die Beibehaltung der traditionellen Kasuslehre betrachten wir nicht als „notwendiges Übel“, sondern als begrüßenswertes Entgegenkommen, weil so die Kompatibilität auch mit den neuesten Schulgrammatiken gewahrt bleibt. Ein Gegenbeispiel findet sich 243-399,1f. Hier wird das Prädikatsnomen als „Ergänzung“ des Prädikats aufgefasst und nicht, wie allgemein üblich, als dessen nichtverbaler Bestandteil. Damit widersprechen die Bearbeiter neben den Schulgrammatiken nicht nur Pinkster (1, Fußnote 4: „Ich betrachte *rex esse* als Ganzes, in dem *esse* keinen eigenen Beitrag zum Inhalt des Satzes liefert“), sondern sogar sich selbst, wenn sie an anderer Stelle (246) schreiben: „Das Prädikat wird entweder durch ein finites Verb ... oder durch die Verbindung der Kopula *esse* bzw. kopulativen Verben ... und einem Prädikatsnomen (kopulatives Prädikat) gebildet“. Indem sie an der zuerst genannten Auffassung festhalten, erhalten sie bei der Ellipse von *esse* (250) „prädikatslose“ (!) Sätze. – Ein Literaturverzeichnis erfasst die Standardwerke zur lateinischen Grammatik, für Einzelprobleme wird in zahlreichen Fußnoten auf neueste spezielle Sekundärliteratur verwiesen.

4. Für besonders gelungen erachten wir die vielen Kapiteln vorausgeschickten theoretischen Einleitungen (meist unter Allgemeines), die den Fortschritt der lateinischen Linguistik seit Menge und Thierfelder in besonderem Maße anschaulich machen; glänzend z. B. die Ausführungen über Aktionsart und Aspekt (129), aber auch die über die oft weniger beachtete Modusattraktion (456). Allgemeine Zustimmung findet auch die Auffassung, dass in dem Beispiel „*Caesar ... cohortes subsidio misit*“ (320-336,3) *subsidio* den Zweck ausdrückt; es ist dann allerdings (nach 243-399,4) (als adverbiale Bestimmung) eher eine freie Angabe als eine „fakultative Ergänzung“. Nicht den Zweck, sondern die Wirkung bezeichnet dagegen der Dativ der Sache beim doppelten Dativ mit *esse* (332,1; 333), der übrigens allgemein als Prädikatsnomen klassifiziert wird (vgl. auch Kühner/Stegmann 1,342: „... erhält das mit dem Dativ verbundene Verb *sum* ... erst durch den hinzutretenden Dativ ... seine vollständige Prädikatsergänzung“); hier ist der Terminus „Dativus finalis (Dativ des Zwecks)“ (332,1) also nicht am Platze.

Auch zu anderen Detailfragen muss man – bei einem so monumentalen Werk eigentlich eine Selbstverständlichkeit – mit den Bearbeitern nicht immer einer Meinung sein.

Zu 128,2: Die *Coniugatio periphrastica* ist nicht nur ein relatives Tempus (vgl. 140,1).

Zu 132,1: Ich bin umzingelt bzw. ich war umzingelt gelten in der deutschen Grammatik nicht als „Zustandsperfekt“ bzw. „Plusquamperfekt“, sondern als Präsens bzw. Präteritum des Zustandspassivs.

150,3 und 435,6 muss es sinngemäß heißen: „Die Negationsverdopplung hebt sich in dem Fall nicht auf, wenn *ne - quidem* bzw. *neque - neque* ein negativer Ausdruck (statt Bearbeiter: „das Prädikat, ein Indefinitpronomen oder ein Adverb“) vorausgeht (vgl. Kühner/Stegmann 1,827 und 2,46f.).

Zu 251-261,3: Die Aussage über das „Prädikatsnomen, das mit dem Subjekt immer im Kasus ... übereinstimmen muss“, widerspricht der Feststellung in 248,2.

Zu 389,4a: Die Auffassung, dass *Antiochia* in der Fügung *in oppido Antiochia* (Att. 5,18,1)

Lokativ sei, erscheint mir problematisch, zumal es sich offenbar um das einzige Beispiel dieser Art handelt (vgl. zur Stelle auch Shackleton-Bailey: Text u. app. crit., BT 1987 und Kommentar, Cambridge 1968).

Zu 398,1: Die Formulierung „Der Vokativ der o-Deklination endet auf -e“ ist ergänzungsbedürftig, denn lediglich die Wörter auf -us haben diese besondere Vokativendung (nur Plautus verwendet die alte Vokativ-Form *puere*, z. B. asin. 382).

Es ist schwer zu vermitteln, dass das Gerundivum immer passive Bedeutung habe (509-517,3), wenn andererseits (513) festgestellt wird: „Wenn das Gerundium ein Akkusativobjekt regiert, kann es ... durch eine dominante Gerundivkonstruktion ersetzt werden, die in ihrer Gesamtheit syntaktisch ... und semantisch der Gerundiumkonstruktion entspricht“. Da „das Gerundium i. d. R. aktive Bedeutung hat“ (509,2), müsste dies logischerweise in der Gerundiv-Konstruktion auch für das Gerundivum gelten.

Alles in allem gebührt den Bearbeitern Dank und Anerkennung für ihre kenntnisreiche, fleißige und gediegene Arbeit (heutzutage schon hervorzuheben: fast keine Druckfehler). Wenn sie auch bescheiden feststellen, „der eigene, originelle Beitrag der »Syntax und Semantik« ist also gering“, so ist es ihnen jedenfalls gelungen, den alten Menge zu einem zeitgemäßen, modernen wissenschaftlichen, aber auch ästhetischen Ansprüchen genügenden Buch umzugestalten; er bleibt so – und das ist nicht zuletzt das Verdienst von Burkard und Schauer – ein Standardwerk für Studenten und Lehrer der lateinischen Sprache. Gymnasiasten werden sich allerdings kaum dazu aufraffen, das Riesenwerk zu konsultieren. Und das ist eigentlich schade. Denn da sich die Bearbeiter für das Übertragen aus dem Lateinischen ins Deutsche und umgekehrt konsequent der kontrastiven Methode bedienen, könnten unsere Schüler erfahren, dass Lehrer, die bei der Korrektur ihrer Klausuren allzu pingelig auf einer wörtlichen Übersetzung bestehen, bisweilen über das Ziel hinausschießen. Beispielsweise entspricht die Übertragung von *legati Romanorum* durch „römische Gesandte“ dem Deutschen eher als

die Beibehaltung des Genetivs (27,2); bei der Übersetzung von *Hunc librum divulgari necesse est* (orat. 1,1,2) sollte der im Lateinischen übliche passive Infinitiv deutsch besser im Aktiv erscheinen (480,1); *hic* und *ille* können außer mit „dieser“ und „jener“ auch mit „er“ wiedergegeben werden (70,2f.); *Lucullus homo sapientissimus* mit: der weise Lucullus (267,3a); *videsne?* heißt durchaus auch: „siehst du nicht?“ (414,1b). Aber Lehrer, die solche Fehler anstreichen, gibt es wohl gar nicht mehr.

- 1) Kühner, R. / Stegmann, C.: Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache. 3. Aufl. durchges. v. A. Thierfelder, Hannover 1955.
- 2) Rubenbauer, H., / Hofmann, J. B. / Heine, R.: Lateinische Grammatik. 10. Aufl. München 1977.
- 3) Pinkster, H.: Lateinische Syntax und Semantik. Tübingen 1988.
- 4) Happ, H.: Grundlagen der Dependenzgrammatik des Lateinischen. Göttingen 1976.

PETER HELMS, Berlin

Metzger, Gerhard: Lateinische Literaturgeschichte. 5. Aufl. Freising: Stark 1995. 119 S., 17,90 DM (ISBN 3-89449-132-9).

Eine lateinische Literaturgeschichte auf 119 Seiten zu verfassen ist sicherlich kein leichtes Unterfangen. Es ist jedoch grundsätzlich gerechtfertigt, wenn man bedenkt, dass das Werk Teil einer Reihe mit dem Titel „Abitur Training“ ist und sich an Gymnasiasten und Studenten der ersten Semester richtet. Auch der Ansatz, die Entwicklung der Literatur nicht von dem historischen Geschehen abzukoppeln und in „konzentrierter und dennoch möglichst klarer und übersichtlicher Form die Autoren und ihre Werke“ (Vorwort, o. S.) zu präsentieren, verdient Lob. Die Umsetzung dieses Ansatzes ist jedoch – um das Ergebnis gleich vorwegzunehmen – misslungen. Es ist auch für einen wohlwollenden Kritiker nicht leicht, dem Werk positive Aspekte abzugewinnen. Der in der Gliederung vorgestellte Inhalt lässt Böses ahnen: Alle Kapitel sind hintereinander durchnummeriert. Eine Zusammenfassung in literarische Epochen (durchaus nicht unüblich) fehlt völlig. Beim ersten Durchsehen vermisst man Vorliterarisches wie etwa die XII-Tafel-Gesetze. Wichtige

(Schul-)Autoren – etwa Quintilian – sind nicht aufgenommen. Dass kein Literaturverzeichnis vorhanden ist oder doch wenigstens Literaturhinweise am Ende der Kapitel angegeben werden, vermisst man schmerzlich, zumal das Werk leider auch nicht frei von Fehlern ist:

Es mag ja noch angehen, wenn Rom 753 v. Chr. gegründet worden sein soll und das Ende der Königsherrschaft auf genau 510 v. Chr. datiert wird, ohne dass der Sagencharakter dieser Zahlen ausdrücklich betont wird. Doch dass der 2. Punische Krieg 221-202 (S. 4) stattgefunden habe, ist dem Historiker neu. Um bei den geschichtlichen Fehlern zu bleiben: Nach Meinung Metzgers setzen sich die Popularen für das Volk und die Optimaten für den Senat ein (S. 17). In Wirklichkeit dürften sie sich nur für sich selbst eingesetzt und das Volk bzw. den Senat benutzt haben. Innovativ sollen wohl die Begriffe „Plantagenbesitzer“ statt Latifundienbesitzer (S. 11) und „Reichsoberbibliothekar“ für Varro (S. 20) sein.

Neben den geschichtlichen Schwachstellen fallen die philologischen Schwächen viel stärker ins Gewicht: Dass Ennius zu den Wegbereitern der römischen Literatur gehört hat, wird niemand ernsthaft bestreiten. Doch die Aussage, er sei ein zweiter Homer gewesen, kommentarlos stehen zu lassen (S. 10), birgt gerade für Anfänger die Gefahr, Ennius höher als die augusteischen Klassiker zu stellen.

Doch selbst bei den klassischen Autoren muss man Schwachstellen entdecken: Bei Sallust wird zwar die Catilinarische Verschwörung ausführlich besprochen, der Krieg gegen Jugurtha aber nur in einem Satz erwähnt (S. 32f.). Caesar wird gar nur auf weniger als einer halben Seite behandelt (S. 35). Dabei fehlt eine stilistische Würdigung völlig! Damit wird ihm nur die Hälfte der Aufmerksamkeit zuteil, die Nepos erfährt, und nur etwa ein Drittel von derjenigen, die Metzger Velleius Paterculus schenkt. Muss ein Schüler damit nicht denken, dass Nepos oder Velleius Paterculus ungleich wichtiger als Caesar sind? Über Lukrez müsste eigentlich gesagt werden, dass er der einzige antike Autor ist, den wir haben, der die Lehre Epikurs abhandelt. Diesen Gesichtspunkt betont Metzger jedoch

nicht, sondern stellt auf über zwei Seiten nur die epikureische Philosophie dar. Eine solche Unterlassung ist nicht zu verzeihen.

Ob das Monumentum Ancyranum so bedeutend ist, dass es auf einer ganzen Seite dargestellt und mit einem sechszeiligen Zitat bedacht werden muss, sei dahingestellt. Wenn man es schon behandelt, sollte wenigstens der apologetische Charakter der Schrift betont werden und nicht nur in der Überschrift („Der Rechenschaftsbericht des Augustus: Das ‚monumentum Ancyranum‘“, S. 46) Erwähnung finden.

Doch weiter: Die Georgica Vergils seien „freilich nicht eine Anleitung für die Hand des Bauern, sondern Lektüre für den Städter, vielleicht in erholsamen Stunden auf dem Landgut draußen vor der Stadt.“ (S. 49). Es ist doch aber weder das eine noch das andere. Vergil will mit den Georgica gerade kein Lehrwerk verfassen, sondern die bäuerliche Arbeit und das Bauertum verherrlichen. Er will zeigen, dass der Mensch ständig in die Natur eingreifen muss, um zu leben, er aber zugleich der Natur unterworfen ist. Vergil lobt den *labor improbus*, den er in der Gegenwart schmerzlich vermisst. Der Bienenstaat des vierten Buches ist ihm dabei geradezu ein Gegenbild zu seiner Zeit. Inwieweit die *Ars amatoria* Ovids und die *Heroides* den gleichen Umfang verdienen, mag im Raum stehenbleiben (S. 69). Doch dass die *Ars amatoria* eine Persiflage auf die Fachliteratur in Gedichtform ist, hätte wenigstens geschrieben werden müssen. In den weiteren Kapiteln (35-49) gewinnt das Werk ein wenig, einmal abgesehen davon, dass bei Tacitus' *Dialogus de oratoribus* wieder eine stilistische Würdigung fehlt.

In die Literaturgeschichte wurden einzelne Exkurse eingestreut (Rhetorik, römische Wertebegriffe, Stoa). Das ist grundsätzlich nicht schlecht, jedoch hätte die Rhetorik vor das Cicerokapitel gehört und eine Erklärung der Tropen und Figuren erfolgen sollen. Man wundert sich innerhalb der Exkurse über die Wiederholungen (S. 21-30, S. 22-29). Statt nur die Stoa zu behandeln, wäre ein Kapitel über antike Philosophie (vielleicht im Zusammenhang mit Lukrez?) sinnvoller gewesen.

Am Ende der Literaturgeschichte findet sich ein chronologischer Überblick über die

lateinische Literatur (S. 103-106); gerade um den Zusammenhang zwischen den politischen Ereignissen und der Literatur besser zu verdeutlichen, wäre eine Kurzerwähnung historischer Ereignisse sinnvoll gewesen. Zusammenfassend muss man leider feststellen, dass die lateinische Literaturgeschichte von Metzger bedeutend mehr verspricht, als sie hält; die Ankündigung des Vorwortes hätte mehr Beachtung verdient. Im Falle einer 6. Auflage wäre eine völlige Neubearbeitung anzuraten. Mit dieser Literaturgeschichte alleine sollte man sich jedenfalls besser nicht auf das Abitur vorbereiten.

JENS NITSCHKE, Calau

Das Wechselspiel von Mythos und Logos. Die Dialektik der griechischen Aufklärung als europäisches Paradigma. Ein Lesebuch für den Philosophieunterricht in Europa. Hrsg. von Luise Dreyer unter Mitarb. v. Georges Goedert u. Maria Muck. Frankfurt/Main: Diesterweg 1998. 239 S., 32,95 DM (ISBN 3-425-05597-6).

Dieses im Auftrag der *Association Internationale des Professeurs de Philosophie* von einem internationalen Autorenteam unter Federführung von Luise Dreyer herausgegebene Lese- und Arbeitsbuch für den Philosophieunterricht verfolgt einen doppelten Zweck: zum einen möchte es Textgrundlagen und Anregungen für einen „Philosophieunterricht in europäischer Dimension“ bieten, zum andern will es am Beispiel des Wechselverhältnisses von Mythos und Logos antike Texte an philosophischen Werken späterer Zeiten (vor allem auch der Moderne) „spiegeln“ und so auf Parallelen zur griechischen Aufklärung im heutigen Denken aufmerksam machen.

Das spezifisch Europäische der Konzeption des Buches kommt zunächst darin zum Ausdruck, dass die 27 Mitarbeiter des Bandes aus 15 europäischen Ländern stammen – ein Mitarbeiter lehrt in Australien; ferner ist das Buch inhaltlich so gestaltet, dass ausgehend von der frühen griechischen Philosophie ausschließlich europäische Philosophen neben Historikern und Dichtern zu Wort kommen.

In der Einleitung wird betont, dass das dialektische Verhältnis von Mythos und Logos

nicht nur das Denken der Vorsokratiker prägte, sondern die ganze griechische Philosophie. Zwar gebe es eine Entwicklung, die immer stärker zum Logos, zur Rationalität tendiere, aber die Spannung zwischen Mythos und Logos, die im griechischen Denken angelegt ist, habe das europäische Denken bis heute stärker beeinflusst als eine bloß zweckdienliche Rationalität (wofür die Römer stehen) oder der „sich im Unendlichen verlierende Mystizismus des Orients“ (S. 10).

Das Buch ist in 24 Abschnitte gegliedert. In jedem Abschnitt sind einem oder mehreren Texten aus der griechischen Antike spätere Texte aus Philosophie und Geistesgeschichte gegenübergestellt, oft auch Texte von zeitgenössischen Philosophen. Jedem Abschnitt wird eine biographische Skizze des jeweiligen Autors vorangestellt sowie eine Einführung in das Thema des Textes. Im Folgenden möchte ich einige dieser in sich geschlossenen thematischen Einheiten herausgreifen und an ihnen das Anliegen des Buches deutlich machen.

Der 1. Abschnitt trägt den Titel: Mythos und Logos als Formen des Wissens (Textauswahl und Erläuterungen von EKKEHARD MARTENS). Einer der ältesten Texte der griechischen Antike, nämlich Homers berühmte Beschreibung des Schildes von Achill aus dem 18. Gesang der Ilias, wird zwei Abschnitten aus Heideggers „Sein und Zeit“ gegenübergestellt. Damit wird ein Bogen von ca. 2800 Jahren gespannt. Beide Texte sind nicht einfach zu lesen, wobei die gedankliche Abfolge in der homerischen Schilderung als Bild der damaligen Welt und Weltauffassung sich paradoxerweise rascher für den Schüler oder Studenten erschließt als die sehr voraussetzungsreiche und sprachlich spröde Argumentation Heideggers über „Zeug“, „Zuhandenes“ und das „herzustellende Werk“. Zwar leistet Martens in seiner kurzen Einführung zu HEIDEGGERS „Sein und Zeit“ einen gewissen Beitrag zu dessen Verständnis, jedoch glaubt der Rezensent, dass gewisse Arbeitsvorschläge von Martens (z. B. die Frage, wo man „Konvergenzen bzw. Divergenzen zwischen Homer und Heidegger“ ausmachen könne) die Kapazitäten eines unbefangenen (d. h. in der Heideggerlektüre nicht vorgebildeten) Lesers weit übersteigt. Trotz der Interessantheit

der Gegenüberstellung von Homer und Heidegger: es gibt zu wenige Anknüpfungspunkte zwischen beiden Autoren. Der Hinweis (S. 11), dass in der Schildbeschreibung „bereits die logischen Strukturen enthalten“ seien, „die dann ausdrückliches Thema der ionischen Naturphilosophie und des platonischen Dialogs ‚Timaios‘“ würden, überspringt die historische und geistige Kluft zwischen den entsprechenden Weltbildern und literarischen Gattungen allzusehr.

Ein engerer und überzeugenderer Zusammenhang zwischen einem antiken Text und heutigen Parallelen ist im Abschnitt 13 gegeben: „Materie als mathematische Struktur“ (ausgewählt und erläutert von WILLI MASLANKOWSKI). Es geht um die Elementenlehre des platonischen „Timaios“, die ausführlich eingeleitet und in der Übersetzung vorgestellt wird (insgesamt fast 6 Seiten) und um die Impulse, die sie auf den jungen HEISENBERG (nach dessen eigenem Zeugnis) ausgeübt hat. In seinem Buch „Der Teil und das Ganze“ bezieht sich Heisenberg auf den platonischen „Timaios“ und betont, wie prägend dessen Hypothese einer geometrischen Konstruktion der Atome (die platonischen Körper als letzte Einheiten der tradierten Elementenlehre) auf sein eigenes Verständnis der Elementarteilchen gewesen ist. Platons Text und Heisenbergs Äußerungen dazu können mit Gewinn gelesen und diskutiert werden, wenn gewisse Vorkenntnisse aus dem Bereich der Geometrie und der Physik vorhanden sind.

Abschnitt 2 „Der Logos der Historie und der Mythos vom Fortschritt“ (bearb. von LOTHAR SCHUCKERT) geht von drei antiken Texten aus: a) Hesiods Mythos der Weltalter in seinem Werk „Werke und Tage“, b) einem Textausschnitt von Thukydides aus dem 1. Buch des Peloponnesischen Krieges und c) einem Textausschnitt von Polybios (allgemeine Bemerkungen über den Hegemonialkrieg zwischen Rom und Karthago); daran knüpfen sich ein Textausschnitt aus CONDORCETS „Entwurf einer historischen Darstellung der Fortschritte des menschlichen Geistes“ und ein zeitgenössischer Text an: ein Vortrag POPPERS über Selbstbefreiung durch das Wissen. Die Folge dieser Texte zusammen mit den

zahlreichen Arbeitsvorschlägen am Schluss scheint mir besonders geeignet, allgemein in das Problem des Fortschritts in der menschlichen Geschichte einzuführen. Dabei werden (fast) alle Positionen zum Fortschrittsgedanken, die in der europäischen Geistesgeschichte eingenommen worden sind, aufgezeigt: die negative Hesiods (Fortschritt als Degeneration); die positive im Sinne eines Sich-Durchsetzens des Logos gegenüber mythischen Erzählungen der frühen Zeit (Thukydides); die positive einer allgemeinen Menschheitsentwicklung zu mehr Erkenntnis und Aufklärung (Condorcet); schließlich die sehr komplexe Position Poppers, die agnostische und optimistische Elemente vereint. Alle Texte sind ohne spezifische Vorkenntnisse zu lesen und dürften eine gute Grundlage für einen geschichtsphilosophischen Kurs abgeben.

Abschnitt 9 „Sprache und Wahrheit“ (bearb. von MARIO VITALI) ist der Sprachphilosophie gewidmet. Ein Textausschnitt aus Platons „Kratylos“ über die Richtigkeit der Namen oder Worte für die Dinge dient als Ausgangstext. Verglichen damit wird ein Text von GIAMBATTISTA VICO über „Prinzipien einer neuen Wissenschaft über die gemeinsame Natur der Völker“. Darin stellt Vico drei Arten von Sprachen vor: die hierarchische, die symbolische und die epistuläre und beschäftigt sich mit dem Zusammenhang von Tatsachen, Nomenklaturen und Definitionen, wobei er interessante Etymologien entwickelt und mit geschichtlichen und sozialen Prozessen verknüpft. Alle drei Arten von Sprachen sind nach Vico letztlich in der Zeit der Mythenbildung entstanden. Der Schüler wird in diesem Abschnitt mit den beiden grundsätzlichen Positionen zum Problem der Adäquatheit sprachlicher Termini vertraut gemacht: Namengebung als eine Art Abbildung der von uns geschauten Dinge mit Bezug auf eine apriorische Wahrheit und die im Verlauf von historischen und kulturellen Kontexten erfolgende Namengebung als Setzung einer historischen Vernunft.

Im Folgenden seien noch einige Überschriften der 24 Abschnitte nebst den gegenübergestellten Texten genannt, um die Spannweite der Themen anzudeuten: 6. Legalität und Moralität (Platons „Kriton“ - Kants „Metaphysik der Sitten“) –

10. Die Unsterblichkeit der Seele (Platons „Phaidon“, Aristoteles „Über die Seele“ - Miguel da Unamuno: Das tragische Lebensgefühl) – 11. Poetische Gleichnisse als philosophische Paradigmen (Platons Höhlengleichnis, Goethe, Ausschnitt aus Faust II, Wittgenstein, kurze Texte zum Thema Sprachspiele) – 16. Grenzen der Demokratie (Thukydides: Periklesrede, Platon: Gorgias - Ortega y Gasset: El Espectador).

Es gibt auch zwei Themen, die aristotelische und mittelalterliche Philosophie verknüpfen: 17. Die Universalien und die zwei Naturen Christi (Aristoteles, Kategorien und Pedro da Fonseca, 16. Jahrh.) – 18. Szientismus und Humanismus (Aristoteles, Metaphysik und De caelo - Johannes Exarch über das Sechstageswerk, um 900).

In einem der letzten Abschnitte – 23. Mythos und Logos – ein unauflösbares Ganzes – wird dem Prolog des Johannesevangeliums die berühmte Auslegung dieser Stelle von Goethe im Faust I gegenübergestellt. In diesen wie noch in relativ wenigen anderen Abschnitten des Buches wird das Thema Mythos und Logos wirklich inhaltlich entfaltet. Bei der überwiegenden Zahl der Abschnitte spielt die oben erwähnte Spannung zwischen Mythos und Logos eine eher untergründige Rolle; manchmal jedoch vermisst man sie ganz. Es ist nun aber möglich, die Fülle der angebotenen Themen so zu nutzen, dass man sie im Sinne einer *philosophia perennis* einiger bedeutender Topoi und Probleme liest. Man sollte sich allerdings hüten – dies wird vielleicht durch einige Formulierungen in der Einleitung nahegelegt –, Texte eines Platon und eines Aristoteles als mehr mythisch „aufgeladen“ als spätere neuzeitliche Texte zu verstehen.

Mit der Einschränkung, dass der Titel des Bandes auf eine explizite Erörterung des Mythischen und Logischen neugierig macht und dann dieses Versprechen nicht einlösen kann, möchte der Rezensent das Buch wegen der Vielfalt der Fragestellungen für den Philosophieunterricht sehr empfehlen. Auch im altsprachlichen Unterricht der Oberstufe kann der Band wertvolle Anregungen vermitteln. Für die nächste Auflage würde ein Namenregister die Brauchbarkeit noch erhöhen.

WOLFGANG SCHEFFEL, Berlin

Meister, Klaus: Einführung in die Interpretation historischer Quellen. Schwerpunkt Antike. Bd 2. Rom. Paderborn (usw.): Schöningh 1999. 397 S., 29,80 DM (UTB Wissenschaft. 2056; ISBN 3-506-99508-1).

Das Buch soll Studenten der Geschichtswissenschaft auf Klausuren vorbereiten, die die Interpretation von Quellen zur römischen Geschichte zum Thema haben. „*Quid ad me?*“ mag der klassische Philologe fragen. Betrachten wir die Geschichte als Hilfswissenschaft zum Verständnis unserer Texte, so können die von Meister behandelten Beispiele, die z. T. von Schulautoren stammen, sehr wohl Anregungen geben, gerade weil sie die Texte nicht philologisch, sondern historisch analysieren. Auch die einleitenden knappen Anmerkungen zu Quelleninterpretation und Quellenkritik verdienen in diesem Sinne Beachtung. Im Hinblick auf den Praxisbezug beschränke ich die Besprechung auf die Beispiele, die lateinischen Schulautoren entnommen sind. Die besprochenen griechischen Texte von Polybios, Plutarch, Appian oder Diodor gehören nicht zum Schulkanon.

Die Quellentexte (i. Allg. ca. 2-5 Seiten) werden in Übersetzung vorgelegt, in das Werk des Autors und vor allem in ihren historischen Kontext eingeordnet, erläuternd paraphrasiert und z. T. auf ihre historische Glaubwürdigkeit hin untersucht. Interessant sind die verschiedentlich angefügten Hinweise zur Rezeption. Den Abschluss bilden nützliche Literaturverweise.

Livius' Bericht über die Gesandtschaft Philipps V. von Makedonien an Hannibal 215 (XXIII 33f.) wird mit Hilfe einer Parallelüberlieferung bei Polybios in wesentlichen Punkten als annalistische Fälschung entlarvt.

Florus ist ein Autor, dessen Wiederentdeckung für die Schule vor allem der Umstand entgegensteht, dass sich seine Livius-Auszüge auf die Kriegsgeschichte konzentrieren. Doch ist sein hier besprochener Text zum Sklavenaufstand des Spartacus auch für die heutige Schule von Interesse. Die Ausführungen Meisters stellen in diesem Fall aber keine Interpretation dar, sondern eine knappe Auseinandersetzung mit den historisch umstrittenen Fragen dieses Sklavenkrieges, wobei verschiedene Positionen

moderner Historiker referiert und bewertet werden. Als marxistische Position wird allerdings nicht die marxistische *communis opinio* wiedergegeben („Selbst ein Sieg der Sklaven hätte nur zur Bildung eines neuen Sklavenhalterstaates führen können“ – Urgemeinschaft, Altertum – Frühmittelalter. Lehrbuch für den Geschichtsunterricht der Oberschule. Berlin: Volk und Wissen 1957. S. 97, vgl. E. M. Starman in: Die Geschichte des Altertums im Spiegel der sowjetischen Forschung. Hrsg. von Heinz Heinen. Darmstadt 1980, S. 207ff. Dem entspricht übrigens auch die eigene Meinung des Autors – Meister a. a. O. S. 207), sondern die Behauptung „älterer marxistischer Forschung, ... daß Spartacus im Falle eines Sieges die Sklaverei und das Privateigentum abgeschafft hätte“ (Meister a. a. O. S. 212).

Von besonderem Interesse ist für uns zweifellos ein Auszug aus Ciceros erster Verres-Rede (12ff.). Dass die Einführung nicht mehr bringt, als in jedem Schülerkommentar zu finden ist, ist angesichts des zur Verfügung stehenden Raumes nicht zu bemängeln. Wenn der Autor aber feststellt: „Mögen diese Behauptungen (Ciceros) auch übertrieben sein ...“ (Meister a. a. O. S. 226), so erwartet man von einer Quellenkritik, die doch hier geübt werden soll, eine Analyse des Textes unter der Fragestellung, wo solche Übertreibungen vorliegen. Diese Analyse aber findet nicht statt. Die einzige Quellenkritik besteht darin, dass dem Eindruck, den Cicero erwecken will, bei Verres handle es sich um eine einmalige Ausnahme unter den römischen Statthaltern, durch einen Vergleich mit der Verwaltung der Provinz Asien entgegengetreten wird. So wenig wie eine Ehrenrettung des Verres am Platze ist, so wenig würde man Ciceros Fähigkeiten als Anwalt gerecht, wenn man alle seine Anwürfe für bare Münze und als eine objektive Darstellung der Provinzverwaltung des Verres auffassen würde.

Ähnlich enttäuschend fällt die Lektüre des nächsten Beispiels einer Schullektüre *par excellence* aus, der Ariovist-Kapitel aus Caesars „Bellum Gallicum“ (I 33-37). Hier wird allerdings, anders als bei Cicero, Caesars Bericht grundsätzlich in Zweifel gezogen, was einen im

Sinne der Problemstellung des Buches richtigen und gerade hier passenden quellenkritischen Ansatz darstellt. Aber die Unglaubwürdigkeit wird eher vorausgesetzt als begründet. Und das ist ein Vorgehen, das wir unseren Schülern ebensowenig beibringen wollen wie den kritiklosen Glauben an alles Geschriebene. Diesem Prinzip folgt der Autor wiederum bei der Darstellung der Vorgeschichte des Ariovist-Krieges, in der er Caesars Darstellung distanzlos referiert (Meister a. a. O. S. 256f). Zwei Beispiele für unbegründete Kritik seien wegen der Wichtigkeit dieses Themas für die Schulpraxis erwähnt: Der Autor zieht mit Recht die Behauptung Caesars, es habe nach Abschluss des Helvetierkrieges ein Landtag „*totius fere (!) Galliae*“ (130,1) stattgefunden, in Zweifel. Als Begründung führt er aber nur die Autorität Mommsens an (Meister a. a. O. S. 259), die ganz gewiss eine ist (wer sonst?), doch wäre methodisch sauber und ganz einfach auf das Kapitel 31 zu verweisen, wo es in §1 heißt, *idem principes* seien zu einer Geheimkonferenz zu Caesar zurückgekehrt – und dann werden ausdrücklich als Teilnehmer nur Haeduer und Sequaner erwähnt. Auch dass der Autor Caesars Bericht über seine Unterredung mit Ariovist in Zweifel zieht, ist berechtigt, aber den Bericht von Cassius Dio über diese Unterhandlungen (XXXIII 34,3ff) zieht er dabei nicht heran, obwohl er bei der Skizze der unmittelbar folgenden Ereignisse eine Stelle aus dem nächsten Kapitel desselben Autors (35,2) zitiert.

Lehrreich für den geschichtlich weniger bewanderten Philologen ist das, was der Autor zum Bericht Suetons über die Ursachen von Caesars Ermordung ausführt (Caesar 76-80), da er eine Übersicht über die Kontroversen zu Caesars Plänen und die Gründe für seine Ermordung seit der Antike liefert. Auch wenn dabei einzelne Detailangaben Suetons in Frage gestellt werden, gibt es jedoch keine kritische Interpretation des Sueton-Textes im Sinne der in der Einleitung aufgestellten Forderung: „Jeder Autor verfolgt eine gewisse Tendenz, sei es politischer, sei es moralischer Art. Aufgabe der Interpretation ist es, diese Tendenz herauszuarbeiten.“ (Meister, a. a. O. S. 21)

In ähnlicher Weise wird anhand der Kapitel 34 und 35 der „Res gestae divi Augusti“ eine Übersicht über die Hintergründe und die Deutungen des Staatsaktes des Jahres 27 v. Chr. gegeben und in diesem Rahmen werden auch Details korrigiert, ohne dass das Verfahren des Augustus bei seiner Selbstdarstellung aus dem Text herausgearbeitet würde.

Historisch bedeutsam, aber wohl kaum für den Unterricht geeignet ist die nur teilweise erhaltene Inschrift, in der die kaiserlichen Vollmachten Vespasians definiert werden (*lex de imperio Vespasiani*, CIL VI 930), deren Bedeutung der Autor erläutert.

Eine klassische Schullektüre stellt dagegen wieder der Beginn der Annalen des Tacitus dar, zu der der Autor die historischen Fakten einbringt, auf die sich die knappen Anspielungen dieser Einleitung beziehen. Die darstellerischen Absichten des Tacitus erklärt er in Bezug auf die Auswahl der in der Einleitung erwähnten Ereignisse, in Bezug auf die Wendung „*nomine principis*“ (Ann. I 1) und in Bezug auf Tacitus' Beurteilung der Historiker der nachaugusteischen Zeit. Genau betrachtet er dann die Herkunft und die Bedeutung der Wendung „*sine ira et studio*“ sowie ihr Nachleben in der modernen Historiographie.

Auch den zweiten Text aus den Annalen – über die Christenverfolgung unter Nero – interpretiert der Autor sorgfältig und arbeitet differenziert Tacitus' Einstellung zu den Christen heraus. Er diskutiert die Quellen der Stelle und schiebt mit einem knappen begründenden Hinweis Zweifel an deren Echtheit beiseite. Auf die textkritischen und philologischen Detailfragen kann er in seinem Rahmen selbstverständlich nicht eingehen.

Das letzte Beispiel ist der Briefwechsel zwischen Plinius und Trajan zur Frage der Bestrafung der Christen. Auf dem wie bei allen Beispielen plastisch umrissenen Hintergrund der Verfasserbiographie und der Zeitumstände stellt der Autor Plinius' Unsicherheit und die Intention seiner Fragestellung heraus und verdeutlicht überzeugend die pragmatische Einstellung Trajans, ausgehend von der Kritik, die Tertullian später an dieser Antwort übt.

Alles in allem ein Buch, das seinem Anspruch, vorbildliche Interpretationen vorzustellen, nur teilweise gerecht wird, das aber doch nützliche und interessante Informationen zu einigen Kern-texten des lateinischen Lektürekansons enthält.

DIETRICH STRATENWERTH, Berlin

Caesar. Ausgew. u. komm. v. Peter Glatz. 2. Aufl. Wien: öbv & hpt VerlagsgmbH 1999. 113 S., 14,80 DM (Lateinlektüre aktiv!; Vertrieb in Deutschland durch Klett: ISBN 3-12-657840-3).

An neuen Textausgaben für die Lektüre von Caesar ist in den letzten Jahren kein Mangel. Da muss eine Ausgabe, die auf dem deutschen Markt neu ist, ihre besonderen Vorzüge haben. Tatsächlich erscheint manches an der Konzeption hochinteressant. Die Textauswahl orientiert sich weitgehend am Üblichen und Sinnvollen: der Helvetierkrieg, der erste Übergang nach Britannien, die Critognatus-Rede, einige ethnographische Kapitel (natürlich auch der Elch). Grundsätzlich soll jeweils eine Doppelseite eine Sinneinheit von Text und Erläuterungen darstellen: ein Textabschnitt (ein Kapitel), *sub linea* die selteneren Vokabeln, dazu – vielleicht nicht so sinnvoll – noch einmal die Lernvokabeln aus dem Verzeichnis am Ende des Heftes, die in diesem Abschnitt vorkommen; Bilder und Karten (unter der Überschrift „*Activa et contemplativa*“), Arbeitsaufträge unterschiedlichster Art und schließlich Hintergrundinformationen. In letzteren können die Schüler häufig Interessantes erfahren: z. B. dass das Suffix -rix mit dem lateinischen „rex“ verwandt sei. Die Illustrationen und Karten sind meist hervorragend ausgewählt. Warum aber gerade beim Tod des Orgetorix die Wanderungen der Kelten seit ca. 500 v. Chr. (S. 18)? Wie wäre es mit einem Vergleich der Rechtssysteme gewesen? Manche sind auch bloße Seitenfüller (eine pompejanische Wandmalerei mit Krug und Brot, wenn die Haeduer die Getreidelieferungen verzögern (S. 42), das komplizierte Muster einer keltischen *phalera*, wenn Liscus redet (S. 44).

Was aber diese Ausgabe von anderen unterscheiden soll, ist ihr Anspruch, für „aktive“ Lektüre zu sorgen. Und da wird man denn

doch das eine oder andere Fragezeichen setzen müssen. Erschließungstechniken zu üben ist immer sinnvoll, auch etwa, anhand der Subjekte und der Prädikate der Hauptsätze zunächst einen Überblick über den Inhalt zu gewinnen – nur ist das Kapitel 1,4, bei dem das gefordert wird, hierfür denkbar ungeeignet. In 1,11 gibt es vier Spalten mit den Überschriften „Subjekt“, „Akk.-Objekt“, „Präp.-Ausdruck“, „Prädikat“. Dass der Herausgeber dies selbst zu kompliziert fand, zeigt, dass er die Tabelle zu einem erheblichen Teil bereits selbst ausfüllte. Der Leser beobachte selbst: die Satzteile, die die Personen- und Völkernamen, dazu Caesar einnehmen, und die Hauptsatzprädikate malen überdeutlich, wie Caesar geradezu gezwungen wurde einzugreifen. Das hätte doch genügt. Manche der Überschriften nehmen ferner die Pointe vorweg: Warum zu 1,4 „Der Tod des Orgetorix“, was doch die Überraschung am Schluss ist? Wozu „Caesar lässt sich zu Hilfe rufen“ zu 1,11, was doch Interpretationsergebnis sein soll? S. 41 ist gar eine gesamte Interpretation ausformuliert, die sogar noch folgende Kapitel (!) miteinbezieht. Dass Caesars Darstellung in 1,10 tendenziös ist, können die Schüler selbst herausfinden, indem sie einfach auf die Karte schauen. Und die Aktivität meiner Schüler war nie zu überbieten, wenn sie die Länge des Zuges der Helvetier berechnen sollten (vgl. z. B. auch TSCHIRKY, AU 5,5 (1961) 94-107). Hier werden einfach die Berechnungen Napoleons III. abgedruckt. Zu 1,12 schließlich lautet der erste Arbeitsauftrag, der Text solle in drei Abschnitte geteilt werden – er ist in drei Absätzen gedruckt. Zweitens sollen für jeden passende Überschriften gefunden werden – der nächste Auftrag spricht von „Kampfbericht“ und „nachfolgender Rechtfertigung“. Bingo!

So könnte zwar die Gesamtkonzeption der Ausgabe für eine interessante Lektüre sorgen, und die Monita im vorigen Absatz sollten nicht den Eindruck erwecken, als könnte sie nicht auch vielerlei Anregungen liefern. Aber im Einzelnen bedürfte sie dringend einer Überarbeitung. Dann sollten auch Dinge, die in einer 2. Auflage eigentlich nicht mehr erscheinen dürften, wie „*differet*“ für „*differret*“ (S. 8),

verbessert werden oder, dass die Schüler in 1,9 drei Präsensformen suchen sollen, wo es doch vier sind. Die eine oder andere sorglose Formulierung in der Einleitung könnte dann auch noch überarbeitet werden: dass man mit „*commentarii*“ vor Caesar „üblicherweise zu einem Schriftsteller“ ging und „sich vom Könner das eigentliche Werk schreiben“ ließ, ist doch überdeutlich eine Fiktion von Sulla und Cicero; und die Rolle von Optimaten und Popularen wird auch hier arg holzschnittartig beschrieben (vgl. auch oben Nitschkes Anmerkungen zu Metzgers Büchlein).

HANSJÖRG WÖLKE

Suerbaum, Werner: Vergils „Aeneis“. Epos zwischen Geschichte und Gegenwart. Stuttgart: Reclam. 1999. 425 S., 18,00 DM (RUB 17618; ISBN 3-15-017618-2).

„*We do not live in Vergilian times*“. Diesem Statement THEODORE ZIOLKOWSKIS von 1993 zum Trotz unternimmt es der als einer der besten Vergilkenner Deutschlands ausgewiesene Münchener Professor für Klassische Philologie W. Suerbaum (S.) mit diesem Buch, dem antiken Autor eine breitere Leserschaft zu gewinnen. Sein Werk versteht sich entsprechend als „Hinführung zur Lektüre des Epos“ (S. 13).

Kapitel I stellt einen ausführlichen Kommentar zu den 3 Versen des Aeneisproöms dar.

Kapitel II bietet in einem ersten Teil ausführliche Inhaltsangaben sämtlicher Aeneisbücher, wobei am Anfang jeder Buchzusammenfassung die jeweilige Zahl der Halbverse und Interpolationen angegeben wird. Dabei ist sich S. der prinzipiellen Problematik von Inhaltsangaben bewusst¹. Zu Recht weist er auf die geänderte Wertigkeit von Inhaltsangaben hin: fungierten antike *argumenta* als Gedächtnisstützen für Schüler, die das Buch gelesen hatten, ersetzen in heutiger Zeit Inhaltsangaben in der Regel die Originallektüre.

Ein zweiter Abschnitt behandelt in meisterhafter Deutlichkeit die wesentlichen Informationen zur Überlieferung der Aeneis: vom vermutlich behutsam-konservativen Umgang des Erstherausgebers Varius mit dem Aeneismanuskript über die Standardausgabe des Probus im

1. Jh. n.Chr. (von der die sieben spätantiken Handschriften und die sog. ‚Sekundärüberlieferung‘ der Aeneiszitate bei antiken Schriftstellern abhängen) bis zu den über 1000 mittelalterlichen Vergilhandschriften.

Kapitel II geht aus von der spätantiken Theorie der *ordo temporum*, nach der Vergil mit seiner Schriftentrias *Bucolica*, *Georgica* und der *Aeneis* die Kulturstufen der Menschheitsentwicklung nachgezeichnet habe, und führt weiter bis zum bekannten mittelalterlichen Schema der sog. *rota Vergilii*, bevor S. die Erwartungshaltung des zeitgenössischen augusteischen Lesers aus dem Proöm der 6. Ekloge und dem Proöm von *Georgica* 3 herauspräpariert. Demnach musste dieser eine *Caesareis* erwarten, ein *Octavianepos* unter Berücksichtigung der trojanischen Vorfahren. Diese Konzeption hat Vergil zu einem *Aeneasepos* unter Berücksichtigung Octavians umgemodelt, was ihm im Unterschied zu einem rein panegyrischen Modell u. a. die Möglichkeit zu indirekter Distanzierung einräumte.

Für S. ist der Gegenstand der *Aeneis* die Transformation des Troja-Begriffs: an die Stelle der realen Stadt tritt ein ideeller Troja-Begriff, wie Kapitel IV näher ausführt. Dies erkläre auch die Existenz der *Iliupersis* im vergilischen Epos, musste der Untergang der alten Welt dem Leser doch sinnfällig vor Augen gestellt werden. S. hält die übliche Zweiteilung der *Aeneis* in eine odysseische und iliadische Hälfte für zu eindimensional: die *Aeneis* bilde eher die Gesamtstruktur der in *Irrfahrten* (1-12) und *Aktionen des Odysseus auf Ithaka* (13-24) geteilten *Odyssee* ab, wobei wichtige Elemente aus der *Ilias* hinzutreten. Auch macht S. wahrscheinlich, dass *Naevius' Epos Bellum Punicum* durch den Einbezug der sog. *Archäologie* (Geschichte der *Aeneaden* vom Verlassen Trojas bis zur Gründung Roms) und die daraus resultierende Etablierung zweier Zeitstufen die *Aeneis* konzeptionell weit mehr als das Epos des *Ennius* beeinflusst hat. Vergils Umgang mit der trojanischen Sagentradition sei vom Willen zur Konzentration geprägt. Des Weiteren stellt S. dar, wie Vergil das Problem löste, dass *Aeneas* als *Orientaler* und *Aggressor* dennoch als *Proto-Römer* gelten konnte: erstens verkörpert

er römische Tugenden wie *virtus* und *pietas*, zweitens erscheint er durch die Konstruktion, dass der trojanische Stammvater *Dardanus* ursprünglich aus Italien stammt, als *Heimkehrer (redux)*, nicht als *Fremder*.

Kapitel V untersucht die komplexe poetische Konstruktion der drei Hauptfiguren *Aeneas*, *Dido* und *Turnus*, um zu dem Ergebnis zu gelangen: „Die Kunst Vergils besteht darin, Anregungen von verschiedenen historischen oder literarischen Gestalten aufzunehmen und diese zu einer neuen Figur zu kombinieren.“ (S. 235) So ist z. B. *Dido* eine Synthese aus *Apollonios Rhodios' Medea-Figur*, *Homers Frauengestalten der Kirke*, *Kalypso*, *Arete* und *Nausikaa* (als Repräsentanten der *Retardation des Helden auf seiner Mission*) und der historischen Gestalt der *Kleopatra*. S. zeigt zudem auf, wie Vergil die bei *Timaios* und *Pompeius Trogus* fassbare historische Überlieferung der *Didofigur* als einer *univira* gegen den Strich bürstet, indem er sie zur *Geliebten des Aeneas* macht.

Kapitel VI thematisiert nach einer katalogartigen Aufzählung epischer Standardelemente exemplarisch den *Götterapparat*, *Prophezeiungen*, *Reden* und *Gleichnisse*.

Kapitel VII geht aus von der für die antike Poetologie selbstverständlichen Auffassung, dass sich hinter dem Oberflächensinn eines Textes tiefere Bedeutungsebenen verbergen, die es vom Rezipienten zu entschlüsseln gilt. Dabei weist S. auf das Phänomen hin, dass die *Aeneis* trotz ihrer immensen Vielschichtigkeit auch auf einer vordergründigen, naiven Verständnisebene lesbar ist, bevor er auf das Verstehensmodell der *Typologie* bzw. *Präfiguration* eingeht, also das von der *Bibelexegese* auf die *Aeneisdeutung* übertragene Schema vom *Verhältnis zwischen Vorläufer (Aeneas) und Erfüller (Augustus)*. Schließlich diskutiert er die umstrittene *Schlusszene der Tötung des Turnus durch Aeneas* und stellt dabei die sich widerstreitenden Ansichten der *angloamerikanischen* und *deutschen Forschung* dar.

Kapitel VIII legt dar, dass die scheinbar reiche *biographische Überlieferung* zu Vergil letztendlich auf *Suetons Vergil-Vita* zurückgeht, die sich ihrerseits aus zwei dubiosen

Quellen speist, nämlich biographischen Interpretationen bestimmter Stellen aus Vergils Werk und Anekdoten antiker Philologen, die nach dem Modell der *traditio lampadis* eine Nachfolgerbeziehung Lukrez-Vergil z. B. durch eine angebliche Verwandtschaft beider miteinander stützen wollten.

Kapitel IX ist eine kommentierte Bibliographie, die eine vorzügliche Orientierungshilfe für angehende Vergilphilologen darstellt.

Vorliegendes Buch kann am ehesten als eine *summa philologiae* (Vergiliana) angesprochen werden, der man die jahrzehntelange Forschung und den olympischen Überblick des Autors über die Sekundärliteratur deutlich anmerkt. Auch wenn der mit der Materie Vertraute wenig Neues erfahren wird (was in einer Einführung ja auch nicht intendiert sein kann), ist dennoch beeindruckend und lehrreich, in welcher durchdachten und souveränen Weise S. die Überfülle an Material bewältigt. Zum Abschluss sei ein zugegebenermaßen pathetischer Vergleich gewagt: Wie Vergil Dante in der Unterwelt, so vermag S. dem an Vergil Interessierten sicheres Geleit durch das Dickicht der Deutungen und Forschungsliteratur zu geben, oder, in der prosaischeren Sprache der Zeitgenossen ausgedrückt: S. bietet damit einen *general link*, von dem aus jeder Sinnsurfer in Sachen Vergil künftig starten sollte.

- 1) Am konkreten Beispiel einer englischen Kurzfassung wird diese besonders augenfällig: Squall, Fall, Coasts / Dames, Games, Ghosts / Home, Rome, Spies / War, More, Dies.

MICHAEL LOBE, Dinkelsbühl

Frank M. Ausbüttel, Die Verwaltung des römischen Kaiserreiches. Von der Herrschaft des Augustus bis zum Niedergang des Weströmischen Reiches. Darmstadt: Wiss. Buchges. 1998. IX, 222 S., 78,00 DM (Mitgliederpr. 58,00 DM; ISBN 3 5341 22 720).

Das Buch Ausbüttels füllt eine seit langem bestehende Lücke, indem es die Verwaltung des römischen Kaiserreiches darstellt und zu beurteilen versucht. Zunächst wird der Verwaltungsaufbau im Laufe der Jahrhunderte beleuchtet. Ausbüttel stellt dabei anschaulich

die Veränderungen und zunehmenden Spezialisierungen der verschiedenen Ämter dar. Gemäß dem Charakter des Buches, das sich als eine Einführung versteht, wäre es hilfreich gewesen, wenn die verschiedenen Ämter in Form einer Übersicht oder Tabelle nochmals zusammengefasst worden wären.

Anschließend werden die verschiedenen klassischen Bereiche der Verwaltung, Innere Sicherheit, Gerichtsbarkeit, Finanz-, Straßen-, Post- und Bauwesen, die Lebensmittelversorgung der Städte und das Alimentarwesen beschrieben. Innerhalb der Kapitel beginnt Ausbüttel in der Regel mit der augusteischen Zeit, um dann anhand von charakteristischen Einschnitten aufzuzeigen, wie sich die verschiedenen Kaiser bemüht haben, die Administration effizienter zu gestalten. Dabei wird deutlich, dass es den Herrschern nicht um die Verwirklichung von irgendwelchen weitergehenden Konzepten ging, sondern dass sie nur die Verwaltung aktuellen Bedürfnissen anpassen wollten. Zum Schluss des Werkes versucht Ausbüttel, die Ergebnisse der einzelnen Kapitel zusammenzufassen und zu beurteilen. Er kommt zu dem Ergebnis, dass Rom auch in der Kaiserzeit noch mit einem kleinen Beamtenapparat auskam, der vor allem Kontrollfunktionen über die weiterbestehenden lokalen Selbstverwaltungen ausübte. Aus verschiedenen Gründen zogen die verschiedenen Kaiser nach und nach Funktionen an sich oder sie wurden ihnen (z. B. von den relativ unsicher agierenden Statthaltern) förmlich aufgedrängt. Infolge der Konzentration von Aufgaben in der kaiserlichen Zentrale wurden nunmehr neue Ämter erforderlich; sie konnten im Bedarfsfalle aber auch jederzeit wieder abgeschafft werden. Interessant ist die Erkenntnis, dass die städtische und staatliche Verwaltungsstruktur trotz aller Differenzierungen eine hohe Kontinuität aufwies.

Unklar ist in dem ansonsten sehr zu lobenden Werk das System der Fußnoten: Werden manchmal weiterführende Hinweise auf die Literatur oder die Forschungslage gegeben (z. B. S. 168, Anm. 64), so fehlen an anderen Stellen wichtige Tipps; um nur ein Beispiel zu geben: Auf S. 26 wird die Gliederung des Reiches

in Provinzen dargestellt und darauf hingewiesen, dass die Provinzialverwaltung ständigen Wandlungen unterworfen war. Zahlenangaben untermauern diese These. Warum werden hier nicht Thomassons „*Laterculi*“ erwähnt, in denen die Provinzen und sämtliche Statthalter aufgelistet sind? Diese Angabe wäre auch für weiterführende prosopographische Überlegungen hilfreich.

Neu zu bedenken oder zumindest zu begründen wäre ferner der zeitliche Rahmen des Werkes. Neuere Untersuchungen fassen den Rahmen der Spätantike weiter, als es bisher üblich war. So fasst z. B. BOWERSOCK, *Late Antiquity. A Guide to the Postclassical World*, Cambridge 1999 (S. IX) die Zeit zwischen 250 und 800 als eine zusammengehörende Periode auf. Auch Ausbüttel betont, dass sich die Verwaltung selbst im Laufe des 5. Jahrhunderts wenig geändert hat, jedoch in der Folgezeit langfristige Veränderungen eingetreten seien (S. 196). Hier wäre in einer weiteren Auflage noch ein klärendes Wort vonnöten. Schließlich bleibt noch das Literaturverzeichnis zu loben. Es befindet sich auf dem neuesten Stand der Forschung und gibt zahlreiche weiterführende Hinweise.

Fazit: Frank M. Ausbüttel hat ein sehr informatives und lesenswertes Buch geschrieben. Lediglich der Preis von DM 78,- lädt nicht unbedingt zum Kauf ein. Vielleicht sollte man über eine kostengünstigere Studienausgabe nachdenken, in der auch ein erweiterter (und ständig aktualisierter) Fußnotenapparat wäre.

JENS NITSCHKE, Calau

Walker, Susan: Griechische und römische Porträts. [Greek and Roman Portraits, dt.] A .d. Engl. übers. v. M. Recke. Stuttgart: Reclam 1999. 127 S., 32,80 DM (ISBN 3-15-010454-8).

Auch Susan Walker geht der vielbesprochenen Frage nach, in welchem Maße Porträts dazu dienen, Individualität widerzuspiegeln. Insgesamt scheint sie gegenüber dem Begriff „Verismus“, der so häufig für das römische Porträt verwendet wird, eher zurückhaltend. Zwar erkennt sie an, dass römische Porträts „so weit als möglich vom Verallgemeinernden und Typischen entfernt“ waren und dass manche von

ihnen zu Lebzeiten des Porträtierten geschaffen worden seien, andere auf einer Totenmaske basierten. Aber insgesamt sei es „sehr schwierig“, den dokumentarischen Anteil dieser Porträts von den Darstellungen jener zu unterscheiden, die (wie die Familien der Freigelassenen) einfach versuchten, wie Römer auszusehen“ (S. 86), und so spricht sie auch vom „scheinbar realistischen Stil des römischen Porträts“ (ibid.).

Es ist für S. Walker wichtiger, die gesellschaftliche (und politische) Funktion des Porträts zu betrachten. Und da findet sie, dass griechische und römische Vorstellungen eng miteinander verwandt sind: „Vorstellungen, die das Gedenken an einen einzelnen mit einem Porträt betreffen“ (S. 17). Eine getreue Darstellung dürfe bei antiken Porträts schwerlich angenommen werden, bei Frauen noch weniger als bei Männern. Wichtig war es häufig, die Zugehörigkeit zu einer Gruppe zu bestätigen – bei römischen Freigelassenen z. B. dass sie sich im Kreise ihrer Familie darstellen und so ihr Recht auf legitime Heirat und somit ihren Status als Römer, dies auch in ihrer äußeren Erscheinung demonstrieren – oder einen bestimmten Lebensabschnitt zu markieren, am häufigsten Hochzeit und Tod. Grabbilder waren eine gute Gelegenheit, außerhalb der Stadtgrenzen, wo viele Reisende vorbeizogen, persönliche Errungenschaften und die gesellschaftliche Stellung zur Schau zu stellen.

Den Kanon Polyklets lediglich als ästhetisches Schönheitsideal zu verstehen, greift vielleicht zu kurz: das überindividuelle Ideal spiegelt vielleicht auch, dass in der demokratischen Bürgerschaft kein Einzelner die Anderen zu überragen hatte. Auch die attischen Grabsteine kennen keine individualisierten Gesichter. Wurde diese Tendenz vielleicht untergraben dadurch, dass die Beliebtheit von Porträts von Dichtern und Philosophen wuchs, die zu individuell waren, als dass sie sich anpassten? Merkwürdig allerdings, dass S. Walker die späte Anekdote zu glauben scheint, Perikles sei deswegen stets mit einem Helm dargestellt worden, um seinen nach hinten „wie bei einer Meerzwiebel“ spitz zulaufenden Kopf zu verdecken. – Porträts berühmter Griechen der klassischen Zeit

fanden in hellenistischer und römischer Zeit ihre Liebhaber: dann aber als Sinnbild einer viel bewunderten Kultur.

Herrscherporträts hatten selbstverständlich eine Propagandafunktion: Daher nahm auch der „kleine, narbige Körper des Kaisers“ Augustus „heroische und vollendete Proportionen“ nach dem überindividuellen polykletischen Ideal an (S. 73). Aber es musste nicht nur um die Persönlichkeit des Herrschers gehen: die gesamte lykische Geschichte kennzeichnete eine „hartnäckige und sogar selbstmörderische Neigung zur Unabhängigkeit“; wahrscheinlich liege der Grund dafür, dass hier so früh Herrscherporträts auftauchten, darin (S. 56). Und ganz praktisch: „Kleine, instabile Königreiche verwendeten Münzen, um Armeen zu bezahlen. In diesem Fall war es wichtig für die Soldaten zu wissen, wer verantwortlich war“ (S. 63).

Diese kurzen Hinweise sollen genügen um zu zeigen, welche interessanten Aspekte Frau Walkers Buch enthält. Leider sind die Fotos manchmal von umgekehrter Qualität wie der Text: wenn das Gesicht des Reiters Rampin fast völlig im Schatten liegt, ist nicht erkennbar, dass sein Lächeln es zu einer der schönsten Figuren der Kunstgeschichte macht. Auch trägt der einheitlich schwarze Hintergrund, der vielen Porträts verpasst wurde, nicht unbedingt zur Verschönerung bei (wie die Beispiele zeigen, bei denen dies nicht geschehen ist). Endlich ist zu hoffen, dass die (nicht erst beim Binden, sondern schon beim Drucken) völlig durcheinander geratenen S. 66-95 bereits durch einen korrekten Neudruck ersetzt worden sind, der zum Umtausch zur Verfügung steht.

Dennoch sind dies nur geringfügige Monita. Insgesamt ist dies ein Buch für eine fesselnde Lektüre.

HANSJÖRG WÖLKE

B. Kytzler – L. Redemund: *Unser tägliches Latein. Lexikon des lateinischen Spracherbes*. 5., überarb. Aufl. Mainz (von Zabern) 1997. *Kulturgeschichte der antiken Welt* 52. XXXVIII, 1000 S., DM 88,-.

1992 erschien die 1. Auflage dieses Buches, das muttersprachlich interessierten Wissen-

schaftlerInnen, GymnasiallehrerInnen, Studierenden verschiedenster Fächer reiche Anregung bietet, s. A. F., MDAV 3/92, 121f., und J. W., *Gymnasium* 104, 1997, 568 ff.¹ (Die dort vorgebrachten Monenda auch zu Grundsätzlichem konnten in der 5. Auflage offenbar nicht mehr berücksichtigt werden.)

Der Anhang enthält 24 S. Add./Corr. Warum sind sie nicht in den Hauptteil eingearbeitet, wo es sich doch um Computer-Satz handelt? Zu einigen Einzelheiten: *waten* ist mit *vadere* verwandt, nicht aus ihm entlehnt (988), s. die von den Vfn. (wenn auch in älteren Auflagen) benutzten deutschen etymologischen Wörterbücher. – Wie soll sich der Nutzer das persönliche Gerundivum *stupend(us)* erklären, wenn zu *stupere* nur intransitive Bedeutungen gegeben sind (987)? – 995 heißt es: „Logistik: ‚mathematische Logik‘; andere Bedeutungen sind germanischen Ursprungs!“ Das Ausrufezeichen hilft da auch nicht, zumal Logistik zutreffend auf lat. *logistica*, gr. *logistiké* „die Finanzverwaltung betreffend“ zurückgeführt wird: Wann in aller Welt sind im „Germanischen“ die gängigen Verwendungen „Versorgung, Nachschub“ (zuerst im militärischen Bereich!) entstanden? Anlässlich der Schlacht im Teutoburger Wald? – *Exponat* wird zu Recht als „russ. Fehlbildung“ erläutert.² Aber kaum statt *exponit* (981). Bei der Bedeutung „Ausgestelltes, Ausstellungsstück“ doch eher für **Exposit*, vgl. *Depositen* sowie, stärker ‚entlatinisiert‘, *Propst* < *pro/praepositus*, *Kompost* < *compositum*. Vermutlich haben Konjunktive wie *Referat* (628: „er möge berichten“), *Dirigat* (980: „er soll leiten“), *Inserat* (271, ohne entsprechende Notiz) Pate gestanden, die ja heute ebenfalls *Nomina rei actae* sind: „Vorgetragen, Vortrag“, „Vorgang/Ergebnis des Dirigierens“, „Eingefügtes, Annonce“. Außerdem könnten Lexeme auf *-at* eingewirkt haben, die, z. T. mit Bedeutungs- bzw. Bezeichnungswandel, auf (nach)antike Perfekt-Passiv-Partizipien meist zu Verben auf *-are* (doch: *Substrat* < *substernere*) zurückgehen und/oder auf Verbalabstrakta (*-atus*, *-atūs*), die häufig zugleich das Ergebnis einer Handlung/eines Vorgangs bezeichnen: *Diktat*, *Mandat*, *Postulat* usw., zuweilen auch

neuzeitig nach jenen Mustern gebildet worden sind: *Deputat, Fabrikat, Resultat, Surrogat, Telefonat, Transplantat, Zertifikat* etc. Russ. *exponat* anstelle von *exponit* ist also wenig wahrscheinlich. – Aufstellungen dieser Art könnten übrigens eine reizvolle Aufgabe für an Gegenwartsthemen interessierte GymnasiastInnen und Studierende sein! – 989 ist ein Druckfehler im Zitatenteil „*Spectatum veniunt, veniunt spectentur ut ipsi*“ (926) zu „... *ipse*“, verbessert. „*ipse*“ ist syntaktisch unmöglich; mit „*ipsi*“ waren die Vf. ‚galanter‘ als Ovid – bei ihm steht „...*ipsae*“!

- 1) Von der ebd. genannten Neubearbeitung des „Deutschen Fremdwörterbuches“ liegen inzwischen vier Bde. vor (zu 1-2 s. meine Rez. AAHG 50, 1997, 128ff.), von dem ebenfalls für Latinismen wichtigen „Anglizismen-Wörterbuch“ der Schluss-Bd. 3 (s. meine Rez. AAHG 51, 1998, 142ff.). Zu „Eurolatein“ s. jetzt meine Rez. AAHG 51, 1998, 137f.; zu „Dornseiff und die Alten Sprachen“ J. W., „Die Welt hat nicht mit den Griechen angefangen“. Franz Dornseiff (1888-1960) als Klassischer Philologe und als Germanist, Stuttgart, Leipzig 1999 (Abh. SAW, Philol.-hist. Kl. 76 H. 1). Vgl. ferner K. Bartels: *Wie der Stuermer im Cyberspace landete. 77 neue Wortgeschichten*, Darmstadt 1998, mit meiner Rez. „Gymnasium“ 107, 2000, 186f. – Von den „100 Wörtern des Jahrhunderts“ (so der Titel einer Publikation Frankfurt a. M. 1999) stammt die Hälfte ganz oder teilweise (*Apartheid*) aus dem Lateinischen bzw. aus dem Griechischen, viele der griechischen Lexeme sind über das Lateinische zu uns gelangt.
- 2) Reich dokumentiert bei Heidi Lehmann, *Russisch-deutsche Lehnbeziehungen im Wortschatz offizieller Wirtschaftstexte der DDR*, Düsseldorf 1972 (Sprache der Gegenwart 21), 238. (Die Angabe „gr.-lat.“ ebd. ist freilich falsch.)

JÜRGEN WERNER, Berlin

Eberhard Oberg: Phaedrus-Kommentar. Mit 18 Abbildungen. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2000, 287 S., DM 88,- (ISBN 3-515-07676-X).

Die philologische und didaktische Forschung zum Fabeldichter Phaedrus hat in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht, wozu der Autor des hier anzuzeigenden Buches durch mehrere Spezialstudien, eine Schulausgabe (*Explicata Latinitas*) und eine zweisprachige Ausgabe in der Reihe *Tusculum* nicht wenig beigetragen hat. Der nun vorgelegte Kommentar

zum Gesamtwerk (einschließlich der Appendix Perottina) war seit langem ein Desiderat für Forschung und Unterricht und darf wohl als Meilenstein auf dem Weg zur vollen Wiedergewinnung und Erschließung des Dichters gelten. Seit JOH. GOTTLLOB SAMUEL SCHWABE (1826) hat kein Kommentator mehr die ländersweit am Phaedrus geleistete Arbeit zusammengefasst und praktisch zugänglich gemacht, wie es in der Vorrede heißt. Auf beinahe 300 Seiten hat E. Oberg (fast) alles wichtige Material zum Verständnis und zur Interpretation der erhaltenen Gedichte des Phaedrus übersichtlich zusammengestellt und durch zahlreiche Querverweise gründlich ausgewertet. Der Autor erhebt trotzdem nicht den Anspruch, „die große Fülle der Sekundärliteratur vollständig erfasst“ zu haben, hegt aber zu Recht die Hoffnung, „das Wichtigste berücksichtigt zu haben“ (nur wenig ist nach Kenntnis des Rez. zu ergänzen, s. u.). So bietet dieser Kommentar nicht nur einen Überblick über den Stand der Forschung zum Gesamtwerk und zu den einzelnen Gedichten (wobei natürlich auch die für das Selbstverständnis des Dichters so ungemein wichtigen Pro- und Epiloge gebührend berücksichtigt sind), sondern auch eine gute Interpretationshilfe für den Lehrer, der mit seinen Schülern eine seriöse Lektüre des zur Weltliteratur gehörenden Autors Phaedrus betreiben will und nicht nur ein paar Fabeln als quasianonyme Lückenbüßertexte verwendet.

Der Kommentar hält sich in seiner Gliederung an die in den wissenschaftlichen Textausgaben gebotene Reihenfolge der Gedichte. Die wichtigsten Textausgaben (seit 1596) und Übersetzungen sind auf S. 277f. aufgeführt; maßgeblich ist die Ausgabe von A. GUAGLIANONE (1969). Die Ausführungen zu den einzelnen Gedichten beginnen mit einer glossierten Übersetzung (abgek. ÜG); es folgt eine Analyse (AN), die „alle wesentlichen Aspekte in einer auch für Nichtfachleute lesbaren Formulierung zusammenhängend darzustellen“ sucht. In einem dritten Abschnitt werden Verbindungen zu anderen Gedichten des Phaedrus aufgezeigt (PH), in weiteren Abschnitten ggf. Beziehungen zu anderen Autoren (AU) und thematische

Parallelen bei anderen Autoren (PA). Es folgen Bemerkungen zu einzelnen Versen (VE) und in jedem Fall abgekürzte Literaturangaben (LI), die auf das ausführliche Literaturverzeichnis auf S. 279-287 verweisen. Hier vermisst der Rez. allerdings seinen eigenen Initialaufsatz „Phaedrus als Schulautor“ von 1985 (was hier nicht aus Eitelkeit vermerkt wird; vgl. hierzu O. SCHÖNBERGER: „Für die Behandlung des Phaedrus [scil. im Unterricht] ist durch die umfassende Arbeit von A. F. alles Wünschenswerte geschehen“, in: *Auxilia* 28, 1991, S. 95), obwohl zwei Folgeaufsätze des Rez. (1988, 1990) aufgenommen und auch ausgewertet sind. Zu vermissen ist auch der wertvolle Aufsatz von S. KOSTER „Phaedrus: Skizze seiner Selbstauffassung“, in: P. Neukam (Hg.): *Die Antike im Brennpunkt*. München 1991 (Dialog Schule – Wissenschaft, Klass. Sprachen und Literaturen, Bd. 25, 59-87). Nachzutragen wäre der 1998 erschienene recht umfangreiche und ergiebige Kommentar in der Ausgabe „Fedro/Aviano, Fábulas“ von MANUEL MAÑAS NÚÑEZ, Madrid: AKAL/Clásica 54). Unklar bleibt die Literaturangabe LÜHR/KRÜGER 1981 auf S. 70, die im Literaturverzeichnis nicht aufgeschlüsselt wird (gemeint ist der Aufsatz „Probleme politischer Bildung im altsprachlichen Unterricht“, in: *AU* 24,2, 1981, 5ff., worin die Fabel I 15 interpretiert wird). H. KREFELD wird nur auf S. 235 angeführt, obwohl sein Aufsatz das Gedicht 8 aus der Appendix Perottina (m. W. überhaupt zum ersten Mal) für die Schullektüre erschließt. Aber das sind in Anbetracht der Gesamtleistung dieses Kommentars nur Quisquilien. Noch kleinere und leicht erkennbare Versehen können hier übergangen werden (z. B. halte ich die Übersetzung des Äneiszitats in III pr. 27 auf S. 113 für falsch; auf S. 266 wird der Biber in der lateinischen Überschrift zu App. 30 ‚Faber‘ statt ‚Fiber‘ genannt; hier wäre übrigens die Einbeziehung der Studie von W.-W. EHLERS angebracht: „Von Bibern und Menschen“, in: *Satura Lanx*, FS für W. A. Krenkel, Zürich, New York 1996, S. 57-73, wo E. ausdrücklich auf die Fabel von der Selbstkastration des Bibers eingeht). Insgesamt verrät der Kommentar jedoch eine langjährige, sehr umsichtige, solide

und sorgfältige Forschungsarbeit, deren Führung man sich anvertrauen kann.

Als gute Idee, gut gelungen und hilfreich erscheint mir das den Einzelkommentaren vorangestellte Kapitel mit 28 „Querthemen“ (S. 14-35), auf die immer wieder zurückverwiesen werden kann (QU). Dadurch wird der systematische Überblick erleichtert und die Sparte PH (s. o.) entlastet. Diese Querthemen verdienen es, hier aufgezählt zu werden, weil sie auch für die schulische Phaedruslektüre einige wichtige Leitlinien geben können: (1) ‚Ich‘, Phaedrus; (2) Literat Phaedrus; (3) Aesopus, der Vorgänger; (4) Persönlichkeiten, historisch; (5) Tiercharaktere: Affe, Esel, Frosch, Fuchsin, Hund, Löwe, Schaf (Lamm), Wolf; (6) Tiere reden mit Menschen; (7) Tierwettstreit; (8) Naturbeobachtung; (9) Tierumschreibungen; (10) Iuppiter und andere Götter; (11) Frau, Mann und Liebe: a) bei Tieren, b) bei Menschen; (12) Dominus, paterfamilias; (13) Dummer Stolz; (14) Leichtgläubigkeit; (15) Reue; (16) Hilfsbedürftigkeit, Undank; (17) Höflichkeit; (18) Kritik am Reichtum; (19) Stumme Auslöser; (20) Straßengespräch; (21) Spiegelbild (-motiv); (22) vindicta; (23) ‚tendenza formulare‘ (Vereinheitlichung von Ausdrucksweisen zum Zweck ihrer didaktischen Verwendbarkeit); (24) Täuschungs-Rhetorik; (25) Einleitungsszene; (26) Überleitungsverse; (27) Interne Nachworte; (28) Überlieferungshinweise.

Wertvoll erscheint auch die Auflistung der „Vor- und Nachworte“ (Pro- und Epimythien) im Anhang (S. 271-276). Da diese „Minitexte“ naturgemäß über das ganze Werk verstreut sind, soll dieses Verzeichnis einen leichteren Überblick ermöglichen. Dabei hat der Verf. eine von der Reihenfolge der Gedichte abweichende Gruppierung und Kennzeichnung nach bestimmten Kriterien vorgenommen (z. B. ob sie als Vorwort oder Nachwort gesetzt sind, ob sie einen im Wortlaut erkennbaren Bezug zum Fabelinhalt haben u. a.). – Eine willkommene Zugabe dürften auch die sonst nicht ohne weiteres zugänglichen Reproduktionen von 18 ausgewählten Kupferstich-Illustrationen sein, die der kommentierten Phaedrus-Ausgabe des Johannes Laurentius (Amsterdam 1667) ent-

nommen sind. Auch wenn sie streng genommen nicht zum Kommentar gehören, können sie doch – als Teil der Rezeptionsgeschichte des Phaedrus – als Interpretationsanstöße dienen. Sie werden vom Verf. jeweils knapp, aber ausreichend erläutert. Allerdings ist die drucktechnische Qualität der Wiedergabe (wie überhaupt der Satz und die Schrifttypen des gesamten Buches) nicht optimal.

E. Oberg ist sich durchaus im Klaren darüber, dass „viele Fragen, die auch in diesem Kommentar gestellt sind, ... noch auf Beantwortung“ warten (S. 271). Doch dürfte sein Kommentar, wie aus dem Gesagten hervorgeht, auf lange Zeit für eine wissenschaftlich fundierte Lektüre des Phaedrus an Universität und Schule ein unentbehrliches Hilfsmittel sein. Wer in Zukunft Phaedrus liest (und ich bin sicher, dass Phaedrus unter den veränderten Bedingungen des heutigen und künftigen Lateinunterrichts mit vielen seiner „überzeitlich gültigen“ Kurztexte in der Schule ganz neue Chancen hat), wird diesen Kommentar stets mit Gewinn zu Rate ziehen.

ANDREAS FRITSCH

Bibliotheca Teubneriana Latina (BTL 1) CD-ROM-Edition. Hrsg. von K. G. Saur München-Leipzig; Brepols N. V. Turnhout, Belgien. Wissenschaftliche Leitung CETEDOC – Université Catholique de Louvain à Louvain-la-Neuve, DM 1570,-; für Fortsetzungsbezieher DM 1350,-; für Gymnasien DM 790,-; ISBN 3-598-40469-7. Systemvoraussetzungen: Windows 3.11, 95, 98; für den Mac ist Emulationssoftware notwendig.

Textrecherche am Computer gehört mittlerweile für viele Klassische Philologen zur gewohnten Alltagstätigkeit. Dabei konnte man bisher z. B. auf die CD-ROMs des Packard Humanities Institute zurückgreifen, zu deren Benutzung jedoch externe Software herangezogen werden muss. Nunmehr liegt ein weiteres, sehr interessantes Angebot des Saur Verlags vor, das nicht nur einen umfangreichen Thesaurus an lateinischen Texten, sondern zugleich eine Software zur Textrecherche bereithält. Aus Anlass des 150jährigen Bestehens der Bibliotheca Teubneriana Latina (BTL) im Jahr 1999 wurde in Zusammenarbeit mit Brepols Publishers

und unter wissenschaftlicher Leitung von PAUL TOMBEUR eine Jubiläumsausgabe erarbeitet, nämlich die BTL in Gestalt einer auf CD-ROM veröffentlichten Datenbank. Ca. 600 Werke von 295 Autoren der Republik und der Kaiserzeit bis ca. 200 n. Chr. sowie wichtige Autoren der Spätantike wurden auf der BTL 1 erfasst. In Vorbereitung sind BTL 2 und 3, die die Werke der Spätantike, des Mittelalters und Neuerscheinungen der BTL enthalten sollen. Für die Textrecherche stehen dem Nutzer in der Registrierkarte *Inquisitio* insgesamt fünf Suchkriterien bzw. Filter zur Verfügung: Neben *Clavis* (Schlüssel für das im Erscheinen begriffene Handbuch der lateinischen Literatur der Antike, Zugriff auf einzelne literarische Bereiche) und *Aetas* (Auswahl zwischen Schriften der Epochen *Antiquitas* und *Infima Antiquitas/Aetas Patrum*) sind vor allem die Suchfilter *Auctor*, *Titulus* und *Formae* von besonderem Nutzen. Mit Hilfe von *Auctor* kann man Autorennamen entweder in ein dafür vorgesehenes Suchfeld einfügen oder auf einen Index zurückgreifen. Gibt man beispielsweise „Cicero“ ein und drückt die Enter-Taste, bietet das Programm insgesamt neun verschiedene Einträge von „*Aratus secundum translationem quam fecit Cicero*“, über „Cicero (Marcus Tullius Cicero)“, bis „*Plato secundum translationem quam fecit Cicero (fragmenta in aliis scriptis servata)*“. Für die Textrecherche kann man dann die gewünschten Einträge auswählen. In gleicher Weise arbeitet der Suchfilter *Titulus*, mit dessen Hilfe auf die Titellisten zugegriffen werden kann. Ausgesprochen praktisch ist dabei die Möglichkeit, durch Eingabe des Namens das Gesamtwerk des entsprechenden Autors abzufragen. Auf dieser Basis kann man dann bestimmte Werke auswählen und gezielte Wortuntersuchungen etwa für die Vokabelarbeit, für die Übung bestimmter syntaktischer Phänomene oder zur Erstellung einer Klausur durchführen. Dabei sind die unter *Formae* gebotenen Möglichkeiten der Recherche nach Einzelworten und Wortverbindungen beeindruckend. Durch die Kombination mit den anderen Suchfiltern und mit Hilfe einer Vielzahl von Codezeichen kann die Recherche sehr flexibel und kombinationsreich gestaltet

werden. (Einmal ausgearbeitete Suchstrategien können übrigens gespeichert werden.) Der Einsatz dieser Codezeichen fordert jedoch die volle Aufmerksamkeit des Benutzers, da man sich genau an die Softwaresyntax halten muss, um sinnvolle Ergebnisse zu erhalten. Aufgrund der Komplexität der verschiedenen Suchvorgänge sollte man die Aufforderung an die Benutzer sehr ernst nehmen, „auf der Hut zu sein“. Leider sind in diesem Zusammenhang die im Handbuch gebotenen Informationen nicht durchsichtig genug und verlangen mehrfache aufmerksame Lektüre. Mehr Benutzerfreundlichkeit wäre hier ausgesprochen hilfreich.

Das gesuchte Wort bzw. die Formulierung ist am Bildschirm durch eine farbige Unterlegung gut zu erkennen. Dazu liefert das Programm u. a. die (leider zu klein geratene) Angabe, in wie vielen *sententiae* das entsprechende Wort gefunden wurde. Diese Zahl ist jedoch nicht gleichzusetzen mit der Menge der tatsächlich gefundenen Wörter, da das gesuchte Wort durchaus mehrmals im selben Satz auftauchen kann. Sprachstatistische Untersuchungen sind somit nur eingeschränkt möglich; hier kommt der Nutzer nicht umhin, selber nachzuzählen. Die mit den Suchfiltern gewonnenen Texte können dann in der Registriertkarte *Sententiae* gegliedert in die einzelnen Sätze gelesen, ausgedruckt und zur Weiterverarbeitung ins Textverarbeitungssystem exportiert werden. Leider ist eine ähnliche Bearbeitung des unter *Textus* aufgeführten fortlaufenden Textes nicht möglich, was gerade für Grundbedürfnisse der schulischen Arbeit ausgesprochen bedauerlich ist. So ist zur Überraschung des Rezensenten ein direkter Export des fortlaufenden Textes durch Kopieren nicht vorgesehen, sondern kann nur mittels eines

eher umständlichen Umwegs über die Speicherung der Rechercheergebnisse erledigt werden. Ebenfalls vermisst man die Möglichkeit des gezielten Zugriffs auf bestimmte, vom Nutzer zu bestimmende Kapitel, ein nicht unerhebliches Manko, wenn man bedenkt, dass dies von weitaus preiswerteren Programmen oder mit Hilfe des Internets problemlos geleistet wird. Die Registriertkarte *Memento* liefert zusätzlich kurze Informationen über die Lebensdaten des Autors, die Entstehungszeit des Werkes, nennt die zugrundeliegende Textausgabe und gibt Hinweise auf Besonderheiten des Textes.

Auf weitere Merkmale des Programms einzugehen ist aus Platzgründen nicht möglich. So viel ist jedoch deutlich geworden: Die Bibliotheca Teubneriana Latina auf CD-ROM stellt nicht nur aufgrund ihrer Datenmenge und verlässlichen Textbasis, sondern vor allem durch die vielfältigen Recherchemöglichkeiten ein ungemein hilfreiches Arbeitsinstrument für die Arbeit in Wissenschaft und auch Schule dar; gleichwohl bleiben die Möglichkeiten einer an der Textverarbeitung orientierten Benutzung der BTL (Export, direkter Kapitelzugriff) hinter den technischen Möglichkeiten zurück. Selbstverständlich hat ein so umfangreiches Werk seinen Preis: Die Einzelversion kostet stolze 1570 DM; durch Aufpreise für ein Netzwerk kann der Preis um bis zu 2355 DM (für 20 gleichzeitige Nutzer) steigen. Erfreulich ist, dass für Schulen ein Sonderpreis von 790 DM vorgesehen ist. Allerdings dürfte auch diese Summe die finanziellen Möglichkeiten der allermeisten Schulen weit übersteigen. Wenn daher diese verdienstvolle CD auch an Schulen Verbreitung finden soll, wird man wohl um eine weitere Preisreduktion nicht herumkommen.

STEFAN KIPP

Verschiedenes

Erfolgreiche Arbeit der Griechisch-Kommission

Die aus Mitgliedern der Mommsen-Gesellschaft und des DAV bestehende Kommission zum Fach Griechisch an Universität und Schule hat ihre Arbeit abgeschlossen. Ergebnisse der intensiven

Beratungen und der anstrengenden Arbeit sind die Griechisch-Informationsschrift *HEUREKA*, *Informationen für Schüler und Eltern*, von der bereits ca. 30.000 Stück zu Werbemaßnahmen in den Gymnasien aller Bundesländer eingesetzt worden sind, und zuletzt die Broschüre: *Griechisch*

an Schule und Universität. Ein Europäisches Grundlagenfach für das dritte Jahrtausend. Informationen für Schüler, Eltern, Lehrer und Dozenten sowie für Schulverwaltungen und Ministerien. Beide Schriften sind ein manifester Beleg für die hervorragend harmonische Zusammenarbeit der beiden Verbände im Dienste der Klassischen Sprachen. Gerade das Fach Griechisch bedarf ja an der Universität nicht weniger als an der Schule dringend des Einsatzes aller Kräfte, wenn es aus der bedrohlichen Situation gebracht werden soll. Es ist nur zu hoffen, dass die vorgelegten Hilfen dazu dienlich sind. Den Mitgliedern der Kommission, die von Prof. Dr. JOACHIM LATACZ, Basel, geleitet wurde, möchte ich im Namen des Vorstandes und der Vertreterversammlung des DAV den allerherzlichsten Dank aussprechen.

Mitglieder der Kommission waren: Momm-
sen-Gesellschaft: Prof. Dr. MARTIN HOSE, Mün-
chen; Prof. Dr. LUTZ KÄPPEL, Kiel; Prof. Dr.
JOACHIM LATACZ, Basel; DAV: Dipl.-Phil. REIN-
HARD BODE, Eisenach; OStR STEPHAN BRENNER,
M. A., München; Wiss. Ass. Dr. STEFAN KIPF,
Berlin.

FRIEDRICH MAIER

Erhaltung des Lehrstuhls für Klassische Philologie in Saarbrücken

In meiner Würdigung der Leistung von StD Klaus-Wendel Kessler, des ehemaligen Vorsitzenden des Landesverbandes Saar, in FORUM CLASSICUM 1/2000 habe ich anerkennend herausgehoben, dass durch den Einsatz von Herrn Kessler und Herrn Prof. Dr. Görler der Lehrstuhl für Klassische Philologie an der Universität Saarbrücken erhalten werden konnte. Inzwischen ist mir berichtet worden, dass das hauptsächliche Verdienst in dieser schwierigen Aufgabe Prof. Dr. Carl Werner Müller, Saarbrücken, gebührt. Ich möchte dies hier ergänzend feststellen und Herrn C. W. Müller den Dank und die Anerkennung des Verbandes aussprechen.

FRIEDRICH MAIER

Zum Bericht über den FIEC-Kongress 1999

Zu dem in FORUM CLASSICUM 1/2000 (S. 39 f.) veröffentlichten Bericht über den 11. FIEC-Kongress in Kavala/Griechenland teilen wir

ergänzend mit, dass hier zum ersten Mal seit dem Zweiten Weltkrieg ein Kongress der Fédération Internationale des Associations d'Études classiques (FIEC) von einem deutschen Präsidenten (und Mitglied des DAV) eröffnet und geleitet wurde, nämlich von Herrn Prof. Dr. C. J. CLASSEN (Göttingen), der auf der *assemblée générale* in Warschau im August 1997 (ebenfalls als erster Deutscher) zum Präsidenten der FIEC gewählt worden war.

A. F.

Himmel oder Bildschirm (zu Ovid, met. 1,84-86)

*Pronaque cum spectent animalia cetera terram,
Os homini sublime dedit (sc. deus),*

caelumque videre

Iussit et erectos ad sidera tollere vultus.

Unter historischem und soziologischem Gesichtspunkt konnte der Mensch, den Ovid hier als *hominem sapientem* von den Tieren abgrenzt, wohl nur im Rahmen einer der alten Hochkulturen entstehen. Und auch dann besaß gewiss nicht jeder einzelne Mensch die Fähigkeit (oder die Lust) zur freien Entfaltung seines Geistes (*caelum videre* etc.), sondern nur verhältnismäßig wenige: Menschen der jeweiligen Oberschicht, denen Diener, Knechte oder Sklaven zur Verfügung standen, um sie von den mühseligen Arbeiten, die damals zur Erhaltung der gesellschaftlichen Existenzgrundlage nötig waren, zu entlasten.

Aber diese Zeiten sind heute, jedenfalls in unserem westlichen Kulturkreis, vorbei. Nachdem da die Menschen sich in einem Ausmaß „industrialisiert“ haben, wie das zuvor noch nie der Fall war, müssen sich jetzt alle, als „Arbeiter“ in einem neuen Sinne, in Reih und Glied stellen, um die (inzwischen künstlich erhöhten) praktischen Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Wie soll da jemand noch die Zeit und Muße finden, in freier Kontemplation, d. h. ohne technische Absichten, den Blick zum Himmel zu erheben? Das, worauf die Menschen der Industriegesellschaft heute „blicken“ (*videre*), sind nicht mehr die Sterne, sondern die elektronischen Bildschirme.

HEINZ MUNDING, Schwegenheim

Nuntii Latini selecti

Die hier bereits mehrfach exemplarisch vorgestellten aktuellen lateinischen Nachrichten des Finnischen Rundfunks sind im Internet als lesbarer Text und auch auditiv jederzeit aufrufbar unter folgender Adresse: <http://www.yle.fi/fbc/latini/trans.html>. – Wir geben im Folgenden einige Textbeispiele wieder.

Cadavera in carro

Portitores Britanni in autocarro Nederlandico, quod in portum Dubrensem venerat, duodesexaginta corpora mortuorum et duo homines adhuc viventes reppererunt. Mortui erant iuvenes Sinenses, circiter viginti annos nati, quos sodalicium nefariorum in Britanniam furtim vehere conabatur. Vectores clandestini mortui erant, cum oxygenium in carro remulcato defecisset. In Europa difficile est hodie asylo invenire, quia nationes Europaeae duriores de asylo concedendo leges constituerunt. Ideo homines ex nationibus egentioribus magno quoque cum periculo in Europam clam immigrare conantur. Post annum nonagesimum sextum duo milia fugitivorum Europam petentium in itinere mortui esse existimantur. (23.6.)

Hafez Al-Assad vita defunctus

Hafez al-Assad, praesidens Syriae undeseptuaginta annos natus, ante diem tertium Nonas Iunias (3.6.) ex apoplexia cardiaca de vita decessit, cum suam rem publicam per tria decennia instar dictatoris ferrea manu solus rexisset. Sunt qui timeant, ne consultationes pacis, quae inter Syriam et Israellem in praesenti aguntur, morte eius in discrimen vocentur. Pro successore praesidentis defuncti habetur filius eius Bashar, quamquam huius patruus Rifaat al-Assad, qui iam antea rerum potiri conatus est, se unicum legitimum ducem Syriae esse contendit. (16.6.)

Pinochet immunitatem amisit

Tribunal Chiliense nuntiavit se immunitatem iuridicam generalis Pinochet sublaturum esse. Itaque Pinochet, pristinus dictator Chiliensium, de criminibus contra humanitatem factis in iudicium vocabitur. Inter dictaturam eius, quae septendecim annos duravit, plus tria milia civium, quorum

plerique erant factionis adversae, disparuerunt aut occisi sunt. (9.6.)

Oppida antiqua reperta

In fundo maris apud litus Aegypti ruinae duorum oppidorum antiquorum ab archaeologis reperta sunt. Oppida, nomine Heracleum et Menuthis, ante plus quam mille annos in mare mersa sunt. Ruinae, quae circiter sex chiliometra ab Alexandria distant, in profundo decem fere metrorum iacent. Causa calamitatis, qua oppida deleta sunt, verisimiliter fuit motus terrae. Temporibus antiquis illa oppida artibus et divitiis clarissima erant. Heracleum portus Aegyptiorum principalis erat, donec Alexander Magnus, Aegypto expugnata, Alexandriam condidit. Tertium oppidum sumbarinum in eadem regione est Canopos, cuius reliquiae iam antea notae erant. (9.6.)

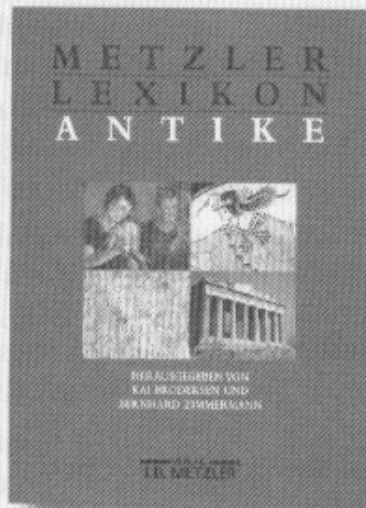
Expositio Hannoverae mundana

Hannoverae, in urbe Germaniae, Kalendis Iuniis expositio mundana ordine vicesima tertia inaugurata est. Germani hunc eventum eo studiosius praeparaverunt, quod nunc primum fit, ut talis expositio ad omnes gentes pertinentes in eorum patria instituatur. Omnino centum quinquaginta sex nationes et septendecim ordines internationales res suas miras ante oculos proponere decreverunt, sed Civitates Americae Unitae pecunia publica destitutae expositioni interesse noluerunt. Quae quamvis ita sint, curatores existimant quadraginta fere miliones hominum his quinque mensibus ad expositionem spectandam venturos esse. (2.6.)

Israeliani e Libano recesserunt

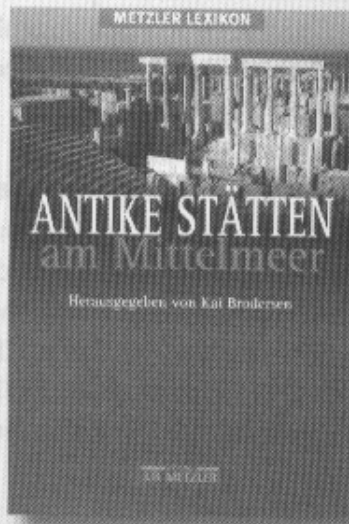
Israeliani omnes copias suas e Libano meridionali viginti duobus annis ante occupato reduxerunt et abeuntes stationes et praesidia sua ibi collocata displodendo deleverunt. Dum ea geruntur, tria milia civium Libanensium impetus ultorios islamitarum extremistarum metuentes in Israellem confugerunt. Israelianis propositum erat, ut illam regionem, zonam tutelarem appellatam, non prius quam mense Iulio relinquerent, sed, postquam exercitus socius Libanensium dissolutus est, e territorio recedere maturaverunt. (26.5.)

Leben, Landschaft und Literatur in der Antike



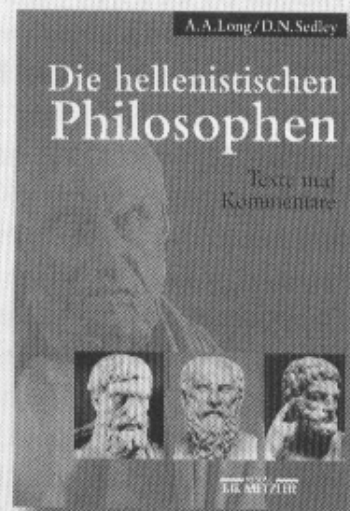
Metzler Lexikon Antike
Herausgegeben von
Kai Brodersen
und Bernhard Zimmermann
1999. VI, 703 Seiten,
400 Abb., geb., mit
Schutzumschlag
DM 78,-/öS 570,-/sFr 71,-
ISBN 3-476-01610-2

Das Werk informiert in 4500 Artikeln schnell und zuverlässig über alle Bereiche der griechisch-römischen Antike von der Frühzeit bis in die Spätantike – für alle, die bei Unterricht oder Studium, bei Arbeit oder Redaktion, bei Reise oder Lektüre auf die Antike stoßen. 400 Fotos, Zeichnungen, Karten und Pläne bringen anschauliche Ergänzungen. Ein Serviceteil bietet Zeittafel, Stammbäume zur Mythologie, Maße und Gewichte, Bibliographie und Quellenkunde.



Antike Stätten am Mittelmeer
Metzler Lexikon
Herausgegeben von
Kai Brodersen
1999. VII, 876 Seiten, 375 Abb.,
geb., mit Schutzumschlag
DM 78,-/öS 570,-/sFr 71,-
ISBN 3-476-01608-0

Einmal rund ums Mittelmeer: Dieses archäologische Reiselexikon beschreibt in Text und Bild die interessantesten Stätten der antiken mediterranen Welt von Spanien bis nach Syrien, vom Libanon bis nach Nordafrika. Aktuelle Informationen zur Situation vor Ort stehen neben antiken Reisebeschreibungen. Eine Fundgrube und ein gutes Vorbereitungsmittel für Reisende.



A.A. Long/D.N. Sedley
Die hellenistischen Philosophen
Texte und Kommentare
Übersetzt von Karlheinz Hülser
2000. XVIII, 617 Seiten, geb.
DM 78,-/öS 570,-/sFr 71,-
ISBN 3-476-01574-2

Die Philosophien Epikurs, der Stoa und der Skeptiker haben seit ihrer Entstehung im Hellenismus das abendländische Denken geprägt. Die nach Themen gegliederte und kommentierte Quellensammlung ist ein Standardwerk.

Geoffrey S. Kirk/John E. Raven/Malcolm Schofield
Die vorsokratischen Philosophen
Einführung, Texte und
Kommentare
Aus dem Englischen von
Karlheinz Hülser
1994. XXII, 560 Seiten, geb.
DM 58,-/öS 424,-/sFr 55,-
ISBN 3-476-00959-9

Diese griechisch-deutsche Textausgabe ist in der Vollständigkeit der gebotenen 600 Fragmente und im Umfang der Kommentierung allen anderen Ausgaben überlegen.

VERLAG
J. B. METZLER

Postfach 10 32 41 · D-70028 Stuttgart
Telefax (07 11) 21 94-249
www.metzlerverlag.de

Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Reinhold B e e r , StD i. R., Mariahilfbergweg 68, 92224 Amberg
Dr. Thomas B r ü c k n e r , Olbrichstr. 7, 45138 Essen
Prof. Dr. Manfred F u h r m a n n , Auf dem Stein 40, 88662 Überlingen (Bodensee)
Ulrich G r e i n e r , Redaktion DIE ZEIT, Hamburg
Dr. Peter H e l m s , Ifflandstr. 3, 10179 Berlin
Dr. Joachim K l o w s k i , Windröschenweg 28, 22391 Hamburg
Dr. Michael L o b e , StR, von-Raumer-Str. 17c, 91550 Dinkelsbühl
Dr. Matthias L u d o l p h , Kronberg-Gymnasium Aschaffenburg
Dr. Hartmut M ü l l e r - K i n e t , Staatssekretär, Luisenplatz 10, 65185 Wiesbaden
Dr. Heinz M u n d i n g , Beethovenstraße 18, 67365 Schwegenheim
Dr. Dagmar N e b l u n g , Humboldt-Gymnasium, Hatzfeldallee 2-4, 13509 Berlin
Jens N i t s c h k e , AdL, O.-Nuschke-Str. 15, 03205 Calau
Dr. Gunther S c h e d a , StD, Ulmenweg 4, 41564 Kaarst
Dr. Wolfgang S c h e f f e l , StR, Fichtenberg-Gymnasium, Rothenburgstr. 18, 12165 Berlin
Martin S c h m a l i s c h , StR, Deidesheimer Str. 25, 14197 Berlin
Prof. Dr. Richard S c h r ö d e r , Humboldt-Universität, Unter den Linden 6, 10117 Berlin
Alfred S e l m a i e r , StD, Karl-Witthalm-Str. 3, 81375 München
Prof. Dr. Hermann S t e i n t h a l , Steinbößstraße 70, 72074 Tübingen
Dietrich S t r a t e n w e r t h , StD, Georg-Herwegh-Gymn., Fellbacher Str. 18-19, 13467 Berlin
Prof. Dr. Jürgen W e r n e r , Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin

FORUM CLASSICUM auf CD-ROM

Eine Archiv-CD zu FORUM CLASSICUM und MDAV (ab 1994) kann weiterhin gegen eine Aufwandsentschädigung von DM 20,- (incl. Porto) zugesandt werden. Sie enthält – vierteljährlich aktualisiert – sämtliche Dateien der gedruckten Ausgaben seit 1994 im Adobe®-PDF-Format zur Volltext-Recherche (vgl. dazu den Artikel in FC 4/99, 212f.). Beachten Sie auch die Hinweise auf der Homepage des Verbandes: <http://www.forum-classicum.de>. Bestellungen richten Sie bitte (wenn möglich, unter Beilage eines Verrechnungsschecks oder des Betrages in Briefmarken) an: StR Rüdiger Hobohm, Luitpoldstr. 40, 85072 Eichstätt, Tel./Fax: (0 84 21) 90 27 60, e-mail: ruediger.hobohm@altmuehl.net

Wichtiger Hinweis:

Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte **nicht** an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften auf S. 131 abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

Adressen der Landesvorstände

- 1. Baden-Württemberg**
StD Dr. Helmut Meißner
Hubstr. 16
69190 Walldorf
Tel.: (0 62 27) 628 15
- 2. Bayern**
StR Dieter Friedel
Albrecht-Dürer-Str. 10
83026 Rosenheim
Tel.: (0 80 31) 676 55
- 3. Berlin und Brandenburg**
StD Dr. Josef Rabl
Kühler Weg 6a
14055 Berlin
Tel.: (0 30) 301 98 97
- 4. Bremen**
OStR Volker Lütjens
Max-Planck-Str. 39
28357 Bremen
Tel.: (04 21) 25 22 33
- 5. Hamburg**
StR Dieter Belde
Runder Berg 23a
21502 Geesthacht
Tel.: (0 41 52) 8 31 43
- 6. Hessen**
StR Thomas Kaiser
Bergstr. 25
63073 Offenbach/M.
Tel.: (0 69) 89 99 93 00
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**
Dipl.-Phil. Leif Berling
Blumenstr. 25
18258 Rukieten
Tel.: (03 84 53) 2 00 11
- 8. Niedersachsen**
OStD Dr. Walter Jarecki
Ratsgymnasium Rotenburg
Gerberstraße 14
27356 Rotenburg/Wümme
Tel. (0 42 61) 8 30 66
- 9. Nordrhein-Westfalen**
StD Dr. Gunther Scheda
Ulmenweg 4
41564 Kaarst
Tel.: (0 21 31) 66 66 18
- 10. Rheinland-Pfalz**
 1. Vorsitzender:
Prof. Dr. Hans-Joachim Glücklich
Myliusstr. 25a
60323 Frankfurt a. M.
Tel.: (0 69) 72 66 33
 2. Vorsitzender:
StD Hartmut Loos
Birkenweg 9
67354 Römerberg
Tel.: (0 63 23) 8 31 77
- 11. Saarland**
OStR Walter Siewert
Quierschieder Str. 123
66287 Quierschied
Tel.: (0 68 79) 64 55 1
- 12. Sachsen**
UL Peter Witzmann
Kaitzerstr. 135
01187 Dresden
Tel.: (0 351) 401 62 76
- 13. Sachsen-Anhalt**
Dipl.-Phil. Kristine Schulz
Schulstr. 4
06198 Salzmünde
Tel.: (03 46 09) 203 60
- 14. Schleswig-Holstein**
OStD Rainer Schöneich
Kieler Gelehrtenschule
Feldstr. 19
24105 Kiel
Tel.: (04 31) 56 72 74
- 15. Thüringen**
Dr. habil. Christoph Köhler
Waltershäuser Str. 17
99867 Gotha
Tel.: (0 36 21) 70 38 40

B 4044

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

Deutsche Post AG

C. C. Buchners Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg

Antike und Gegenwart

Lateinische Texte zur Erschließung europäischer Kultur
Herausgegeben von Friedrich Maier

ANTIKE UND GEGENWART



Bilder der Bibel
Texte der Vulgata
und ihre Rezeption in Europa

Bilder der Bibel

Texte der Vulgata
und ihre Rezeption in Europa
Bearbeitet von Florian Kopp
108 S., BN 5963, DM 22,40

Lehrerkommentar, 184 S.,
BN 5973, DM 29,80

ANTIKE UND GEGENWART



Caesar - Bellum Gallicum
Der Typus des Machtmenschen

Caesar - Bellum Gallicum

Der Typus des Machtmenschen
Bearbeitet von Friedrich Maier
123 S., BN 5964, DM 24,-

Lehrerkommentar, ca. 200 S.,
BN 5974, erscheint in Kürze

Im Bann des Originals

In den neuen Ausgaben der Reihe Antike und Gegenwart begegnen den Schülerinnen und Schülern zwei der vitalsten Quellen der europäischen Literatur: die Bibel und Caesar! Kein größerer thematischer Gegensatz ist denkbar. Doch unter dem gemeinsamen Dach des inhaltlichen und gestalterischen Konzepts der Reihe Antike und Gegenwart geht von beiden Ausgaben die gleiche Signalwirkung an die Schüler aus: Die Antike ist und war nicht schwarz-weiß, langweilig und erhaben verstaubt, sondern farbig, menschlich greifbar, lebendig, fesselnd und facettenreich!



**Fordern Sie Ihre
Ansichtsexemplare zum Prüfpreis an!**

C.C. Buchners Verlag
Postfach 1269 · 96003 Bamberg
www.ccbuchner.de